

50 Jahre **Sinologie** Universität Zürich
30 Jahre **Kunstgeschichte Ostasiens**



Der Druck dieser Jubiläumsbroschüre wurde unterstützt durch den Georges-Bloch-Fonds.

Herausgeber

Abteilung Sinologie
Ostasiatisches Seminar der Universität Zürich
Zürichbergstrasse 4
8032 Zürich

Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens
Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich
Gablerstrasse 14
8002 Zürich



Titelbild

Chen Rong, *Neun Drachen*, Ausschnitt aus einer Querrolle, datiert 1244, Tusche und leichtes Rot auf Papier, 46,3 × 1096,4 cm, Museum of Fine Arts, Boston.

Texte

Helmut Brinker (Kunstgeschichte Ostasiens)
R. Daniel Schneiter (Buddha, Exkursionen)
Robert H. Gassmann, in Zusammenarbeit mit Roland Altenburger, Thomas Fröhlich, Barbara Nafzger, Annemarie Werner, Marc Winter (alle Sinologie)

Fotonachweis

Titel: © 2000 Museum of Fine Arts, Boston; Francis Gardner Curtis Fund, 17.1697. Alle Rechte vorbehalten.
Siegel: Lu Dadong

S. 14: Museum Rietberg Zürich
S. 15, 20: Rainer Wolfsberger, Museum Rietberg Zürich
S. 18: Adrian Fritschi
S. 25: Kantonale Denkmalpflege Zürich
S. 26, 36: Baugeschichtliches Archiv Zürich
S. 36: Zentralbibliothek Zürich
S. 37, 50: Heinrich Helfenstein

Wir danken für die freundliche Hilfe bei der Suche nach geeigneten Fotos und für die unkomplizierte Herausgabe der Vorlagen.

Gestaltung

Elizabeth Hefti, Bernet & Schönenberger, Zürich

Lithos

Thomas Humm, Matzingen

Druck

Mattenbach AG, Winterthur

Inhalt

5 Zum Geleit

30 Jahre Kunstgeschichte Ostasiens an der Universität Zürich

9 Die Kraft des kreativen Wandels

17 Exkursionen

19 Ein Buddha fürs Museum

50 Jahre Sinologie an der Universität Zürich

23 Der Weg des kreativen Wandels

39 Eduard Horst von Tschärner

42 Robert Paul Kramers

47 Kurioses und Anekdotisches aus dem Seminaralltag

52 Eine kurze Geschichte der Schweizerischen Asiengesellschaft

55 Arbeiten

Zum Geleit

Jubiläen sind janusgesichtige Ereignisse. Auf der einen Seite laden sie zum Rückblick ein, der je nach Situation zwischen nostalgischen Reminiszenzen über die guten alten und Erleichterung über durchgestandene schwierige Zeiten schweifen mag; auf der anderen Seite laden sie zum Blick in die Zukunft ein, der wiederum zwischen Hoffnung auf gute und Furcht vor schlechten Zeiten pendeln wird. Vergangenheit wie Zukunft sind also aus dem gleichen Stoff gewoben – eine Einsicht, die uns auf den kostbaren Punkt auf der Zeitachse zurückwirft, den die Dichter vergeblich zum Verweilen auffordern: den Augenblick, die Gegenwart, das Jetzt. Darum sollen wenigstens diese einleitenden Worte den Augenblick fokussieren, die Gegenwart einholen, das Hier und Jetzt feiern.

Die Kunstgeschichte Ostasiens und die Sinologie, zwei Fächer der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, feiern ihr 30- bzw. 50-jähriges Bestehen. Im Jargon der Berichte gehören sie zu den sogenannten «kleinen Fächern», was noch durch die Optik der gängigen Statistiken unterstrichen wird, denn häufig werden sie – damit eine «relevante Grösse» überhaupt entsteht – mit anderen Fächern, die mit ihnen das Schicksal der «Kleinheit» teilen, unter der Rubrik «Verschiedene» vereint. Dieser quantitativ bestimmte Blickwinkel übersieht oft, dass diese zwei Fächer inhaltlich zu den ganz Grossen gehören: ihnen obliegt die Vertretung einer Schrift- und Kunstkultur, die knapp gerechnet 3000 Jahre und eine Region von der mehrfachen Grösse Europas umfasst. Ein Blick in die Liste der Arbeiten, die über die Jahre in ihrem Schosse verfasst wurden, wird dies mühelos bestätigen. Ein Fach «Europäistik» könnte da nicht einmal mithalten, und zahlreiche Fächer, die mit dem Zusatz «allgemein» versehen sind, müssen sich schon die Frage gefallen lassen, ob sie nicht vielleicht nur Spezialfälle des kontinental-asiatischen Raumes behandeln.

Uns wird also etwas zugemutet, und wir nehmen die Herausforderung auch weiterhin an. Dabei konnten wir im Laufe der Jahre auf die Unterstützung vieler Kolleginnen und Kollegen, der Fakultät und der Universitätsorgane, des Kantons Zürich und des Bundes zählen. Wir stehen vielfach in der Schuld, und wir können diese häufig nur mit einem «Herzlichen Dank» vergelten. Diese kleine Broschüre möge als Ausdruck dieses Dankes verstanden werden.

Im Zusammenhang mit der vorliegenden Schrift möchten wir aber noch ausdrücklich die folgenden Personen und Institutionen erwähnen, die gemeinschaftlich an der Entstehung beteiligt waren oder die uns bei der Finanzierung (auch anderer

Jubiläumsaktivitäten) in dankenswerter Weise unterstützt haben. Auf Seite der Sino-
logie sind dies in alphabetischer Reihenfolge: Roland Altenburger, Thomas Fröhlich,
Barbara Nafzger, Annemarie Werner und Marc Winter. Bei der Kunstgeschichte Ost-
asiens ist dies R. Daniel Schneiter. Für das Schneiden der Siegel war Lu Dadong be-
sorgt. Unterstützt werden wir von der Hochschulstiftung und vom Georges-Bloch-
Fonds. Möge das Drachenjahr ihren Einsatz in vielfältiger Weise lohnen.

Helmut Brinker und Robert H. Gassmann

30 Jahre **Kunstgeschichte Ostasiens**

Universität Zürich





Longmen, das «Drachentor», Holzschnittillustration aus dem *Fangshi mopu* («Tuschehandbuch der Familie Fang») von Fang Yulu (tätig 1570–1619), Vorwort datiert 1588, *juan* 2, S. 19a.

Die Kraft des kreativen Wandels

Die Zürcher Kunstgeschichte Ostasiens im Drachenzahl 2000

Selten wollen ihn Menschen gesehen haben; manche sagen, es gebe ihn gar nicht, er sei ein Mythos; andere behaupten, er sei unsichtbar, und doch ist er allgegenwärtig: der chinesische Drache. Stets ist er in Bewegung und Wandel begriffen. Keine Schwäche haftet ihm an. Seine Daseinsform unterliegt nicht den Begrenzungen zeitlicher oder räumlicher Verhältnisse des menschlichen Erfahrungsbereichs. Er kennt keine Bindung an diesseitige Dimensionen und kann sich nach Belieben so klein zusammenziehen wie eine Seidenraupe und im nächsten Augenblick so gross werden, dass er den Raum zwischen Himmel und Erde ausfüllt. Mit seiner geläufigsten Benennung *long* erscheint er in vielen Berg-, See-, Orts-, Strassen- und Personennamen.¹ Er tritt in zahllosen Legenden, Sagen und Mythen auf, in Gedichten, Romanen und Novellen; er figuriert in geläufigen Sprichwörtern und Metaphern, in persönlichen wie in offiziellen kaiserlichen Siegeln, in Namen heiliger Wesenheiten und Götter ebenso wie in denen berühmter Baumonumente und buddhistischer Tempelanlagen.

Longmen, «Drachentor,» beispielsweise, ist ein Ort etwa 30 km nördlich der modernen Stadt Hancheng in der Provinz Shanxi. Hier soll einst in grauer Vorzeit der mythische Kaiser Yu bei seinen Bemühungen um die Urbarmachung des Landes eine Bergkette aufgemeisselt haben, damit der «Gelbe Strom» durchfliessen konnte und damit verhindert wurde, dass er über die Ufer trat und Flutkatastrophen verursachte. Daher wird dieser Durchbruch auch *Yumen*, das «Tor des Yu,» genannt.² Ein anderer Ort *Longmen*, an dem bereits gegen Ende des 5. Jahrhunderts an den Steilufern des Yi-Flusses südlich von Luoyang in der Provinz Henan einer der bedeutendsten buddhistischen Grottentempel Chinas angelegt wurde, verdankt seinen Namen ebenfalls einer alten Überlieferung. Danach sollen sich an dieser Flussenge, wo der nach Norden dem «Gelben Strom» zufließende Yihe einen Gebirgszug durchschneidet, gewöhnlich viele Karpfen versammelt haben, um die Stromschnellen flussaufwärts zu passieren. Gelang ihnen dies, verwandelten sie sich in Drachen. So wurde das Sprichwort *liyu tiaolongmen*, «Der Karpfen ist durch das Drachentor gesprungen,» zu einer Metapher für bestandene, schwierige Examina und schliesslich für eine erfolgreiche Karriere im Staatsdienst. Entsprechend verglich man einen Mann von grossem Mut, ausserordentlichen Talenten und hoher intellektueller Kapazität mit einem Drachen: *Longpan fengyi*, wörtlich «Wenn sich der Drache ringelt, zieht sich der Phönix zurück;» oder ein anderes geflügeltes Wort setzt den Drachen in Beziehung zu seinem uralten Pendant, dem Tiger: *Longpan huju*, «Wenn sich der Drache ringelt, kauert der Tiger nieder.»

1

Vgl. Edward H. Schafer: *The Vermilion Bird. T'ang Images of the South*. Berkeley, Los Angeles 1967, pp. 217–221.

2

Mu Hua (tätig um 290) greift dieses Motiv in seiner «Rhapsodie auf die See» auf, die im 12. Kapitel des *Wenxuan* von Xiao Tong (501–531) enthalten ist; vgl. David R. Knechtges, translated, with Annotations: *Wenxuan or Selections of Refined Literature*. Vol. 2: Rhapsodies on Sacrifices, Hunting, Travel, Sightseeing, Palaces and Halls, Rivers and Seas. Princeton 1987, p. 305.

So verwundert es nicht, dass der Drache schliesslich zum Symbol unerreichbarer Grösse und Macht emporstieg, zum Herrschaftselement der Könige und Kaiser im «Reich der Mitte.»

Der Drache ist in China zu einem Kristallisationspunkt vielschichtiger mythologischer, kosmologischer und religiöser Vorstellungen geworden. Sein Abbild ist in nahezu allen Gattungen der Kunst präsent, und seine Geschichte reicht, wie wir heute wissen, bis ins späte Neolithikum zurück. Jadekünstler der Hongshan-Kultur, einer im Norden Chinas, vor allem im Westen der Provinz Liaoning sowie im Hochland der südwestlichen Inneren Mongolei verbreiteten und erst in jüngerer Zeit gründlicher untersuchten Kultur aus der Zeit zwischen etwa 3500 und 2000 v. Chr., haben einige ursprünglich wohl als Schmuckanhänger oder Amulette verwendete Drachen von höchster Eleganz hinterlassen.

Der Lebensraum des chinesischen Drachen sind die Wolken, Wogen und Felder. Himmel, Wasser und Erde sind sein Reich. Die alte chinesische Pseudowissenschaft der Geomantik, die Lehre von «Wind und Wasser,» *fengshui*, vergleicht das Hauptmassiv eines Gebirgszuges gern mit einem Drachen. Die von ihm ausgehenden, sich in die Täler senkenden und vielfach von Wasserläufen begleiteten Nebenzüge werden sinngemäss als «Drachenadern,» *longmai* oder *mailong*, bezeichnet. In ihnen strömt, wie in einem lebendigen Organismus, der kosmische Atem, das *qi*, das gemäss diesem Konzept der Geomanten mit dem (roten oder schwarzen) Blut des Drachen gleichgesetzt wird.

Man muss sich fragen: Was veranlasste die Chinesen, dem Drachen einen dert prominenten Platz in ihrem Denken und Philosophieren, ihren mythischen und kosmischen Vorstellungen, ihren Festen, Sitten und Bräuchen, ja ihrer gesamten Kultur einzuräumen, und nach welchen Gesichtspunkten schufen sie sich ein Bild von dieser machtvollen, sagenumwitterten Kreatur, die letztlich aber doch niemand richtig kannte? Vermutlich liessen sich die Menschen bei ihrer Charakterisierung des phantastischen Fabelwesens von Berichten über gigantische Reptilien (Dinosaurier) inspirieren, die vor etwa 70 Millionen Jahren ausstarben, deren Fossilien jedoch immer wieder entdeckt wurden. Erst 1972 bis 1980 untersuchten Geologen und Paläontologen in Dashanpu, 18 km östlich von Zigong in der Provinz Sichuan, eine Reihe ausserordentlich wichtiger, etwa 170 Millionen Jahre alter Fossilien verschiedenartiger Riesenechsen, die in der Tat unweigerlich Assoziationen an Drachen wecken.³ Dinosaurier heissen noch im modernen Chinesisch *konglong*, «Furcht einflössende Drachen.» Je weiter zeitlich entfernt man sich den Ursprung des Drachen vorstellte, je seltener und mysteriöser sein Erscheinen war, desto schillernder wurde seine Aura, desto erschreckender und übernatürlicher wurden die auf ihn übertragenen Qualitäten und Kräfte körperlicher wie kosmischer Natur.

Die realen Knochen des Drachen glaubten Bauern des Dorfes Xiaotun in der Nähe von Anyang, der letzten Hauptstadt der Shang-Dynastie (16.–11. Jh. v. Chr.) in der Provinz Henan, gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu finden. Als 1899 die beiden chi-



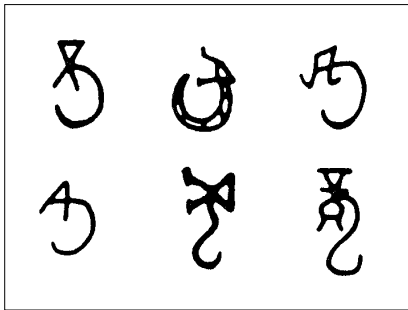
Jadedrachen, Hongshan-Kultur (3500–2200 v.u.Z.), Höhe 26 cm, ausgegraben bei Sanxiangtala, Wengniute-Banner, Innere Mongolei.

3

Liu Qiuqiang and Han Yuqi: «The Excavation of a Dinosaur Lair in Sichuan,» in *Recent Discoveries in Chinese Archaeology*, Beijing 1984, pp. 1–4.



Schildkrötenpanzer mit Orakel-Inschrift, Shang-Zeit (16.–11. Jh. v.u.Z.)



Verschiedene Schriftzeichen mit der Bedeutung «Drachen» aus Orakelknocheninschriften.

nesischen Gelehrten Liu E (1857–1909) und Wang Yirong (1845–1900) den Spuren einer ihrer ältesten Zivilisationsstufen in Form eingeritzter Schriftzeichen auf Tierknochen und Schildkrötenschalen nachgingen, fanden sie zu ihrem Erstaunen diese nach mehr als 3000 Jahren aus dem Boden geborgenen Knochenfragmente zu Pulver zermahlen im pharmazeutischen Sortiment der lokalen Apotheke.⁴ Ursprünglich hatte das nahezu versteinerte Material natürlich nicht Heilzwecken gedient, sondern war als Schriftträger für Fragen der Shang-Aristokratie an das Orakel und die entsprechenden Antworten verwendet worden. Die Bauern von Xiaotun pflegten diese einst zur Erforschung der Zukunft benutzten «Orakelknochen» nach kräftigen Regenfällen oder Frostaufbrüchen sowie beim Pflügen auf ihren Feldern zu sammeln, um sie an Ärzte und Pharmazeuten zur Herstellung von Medizin abzugeben. Sie waren der Meinung, es handle sich um «Drachenknochen,» *longgu*. Da seit Jahrtausenden der geheimnisvolle Drache in China als Glück verheissendes, mit magischen Kräften ausgestattetes Lebewesen von gewaltiger Schöpferkraft und Wandlungsfähigkeit galt, ging man im Volksglauben davon aus, dass Drachen in ihrem Wachstum schuppenartige Knochen abstiessen und diese Substanz der übernatürlichen Kreatur als heilkräftige Arznei allerlei Krankheiten zu kurieren vermöge. Tatsächlich scheinen seit der Han-Zeit Knochen von urzeitlichen Reptilien, Säugetieren und Vögeln als «Drachenknochen» bekannt gewesen zu sein.

Die schriftlichen Zeugnisse auf den Knochen wurden schon bald Gegenstand einer neuen Wissenschaft, des «Studiums der Schildkrötenschalen und Knochen,» *jia-guxue*, das für die Chinesen einen ihrer Tradition eigenen Zweig der Archäologie darstellt. Schon während der Nördlichen Song-Dynastie (960–1127) hatten paläographisch engagierte Gelehrte damit begonnen, die Inschriften auf antiken Ritualbronzen zu entziffern. Sie betrachteten diese Gefässe in erster Linie als Träger historischer Dokumente, durch die sie eine neue, von der kanonischen und durch allzu häufiges Abschreiben sicherlich zum Teil verfälschten Textüberlieferung unabhängige Informationsquelle über das klassische Altertum aufat. Die Bronzen wurden verherrlicht als Zeugnisse eines «Goldenen Zeitalters,» in dem die grossen Könige der Zhou-Dynastie regiert hatten, denn in deren Staatsführung und Zivilisationsordnung erblickte man Standard und Basis für alle Kultur. Seite and Seite mit diesen paläographischen Studien wuchs selbstverständlich das archäologische und kunsthistorische Interesse, denn bald begann man auch die archaischen Bronzen aus ästhetischer Wertschätzung zu sammeln und wissenschaftlich zu untersuchen. *Jinshixue*, «Studium von Bronzen und Steinen,» hiess in Gelehrtenkreisen diese modische Disziplin, die wir heute Archäologie nennen und die in der hierzulande noch jungen Kunstgeschichte Ostasiens zum integralen Bestandteil des Fachs geworden ist.

Es war der Vorsitzende Mao Zedong (1893–1976), der forderte, man müsse «die Vergangenheit (das Altertum) in den Dienst der Gegenwart stellen,» *gu wei jin yong*. Mao wollte mit diesem programmatischen Satz an den gesellschaftlichen und politischen Auftrag der chinesischen Archäologie im 20. Jahrhundert erinnern und die historischen Wissenschaften zur kreativen Begegnung mit der eigenen Vergangenheit

4

David N. Keightley: *Sources of Shang History. The Oracle-Bone Inscriptions of Bronze Age China*. Berkeley, Los Angeles, London 1978, pp. 57ff., und Kwang-chih Chang: *Shang Civilization*. New Haven, London 1980, pp. 31ff.

auffordern. Die Idee von der Selbstvertrauen und Identität stiftenden Erinnerung und Suche nach der historischen Wahrheit hat unser Kollege Peter von Matt in seiner Festrede zur 200-Jahr-Feier der Helvetik am 17. Januar 1998 in Aarau thematisiert. Er hat dabei das Wort vom «schöpferischen Gedächtnis» geprägt und dazu aufgefordert, die Vergangenheit zu gestalten aus der Erfahrung der Gegenwart – «in einem Akt, welcher Wissenschaft und Kunst zugleich ist –, dass sich daraus ein festes Bewusstsein der eigenen Existenz im Strom und Strudel der Geschichte ergibt – erlebte politische Identität.» Täglich erfüllt die chinesische Archäologie Mao's Auftrag für die Wissenschaft mit teils spektakulären Zufallsfunden oder gezielten Ausgrabungen, die während der letzten fünf Jahrzehnte zu einem ständigen Wandel in der Geschichte der chinesischen Kunst geführt haben und fortwährend führen. In Abständen von wenigen Jahren ist die Kunstgeschichte Chinas neu zu schreiben. Regelmässig müssen ihr neue Kapitel hinzugefügt, ihre Entwicklung wie ihr historischer Horizont, ihre regionalen Ausformungen wie Interaktionen modifiziert und inhaltliche wie formale, technische wie stilistische Normen und Sonderfälle aktualisiert werden. Neue Entdeckungen haben mittlerweile die materielle Existenz mancher für phantastisch oder legendär gehaltener Leistungen und wundersamer, in den Bereich der Fabel verbannter Dinge bezeugt und den Wahrheitsgehalt ungläubig bestaunter literarischer Überlieferungen in ein neues Licht gerückt.

Diese rasante Entwicklung hält die Kunstgeschichte Ostasiens in Atem, und der «kreative Wandel» fordert das Fach stets zur Neugestaltung der Vergangenheit heraus, zu «schöpferischem Gedächtnis» – auch hier und heute, an der Jahrtausendwende im chinesischen Jahr des Drachen, da die Zürcher Kunstgeschichte Ostasiens auf ihre dreissigjährige Existenz zurückblicken kann, ein Jahrhundert nach der Entdeckung der «Drachenknochen» mit ihren Orakelinschriften. Wie es dazu kam, hält die Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Universität Zürich aus dem Jahr 1983 fest. Nachdem die Grossen des Fachs, allen voran der von 1924 bis 1934 an unserem Institut lehrende *Heinrich Wölfflin* (1864–1945), gewürdigt worden sind, ist unter «Entwicklungen seit 1966» für das Fach Kunstgeschichte u. a. folgendes vermerkt:

«Um 1960 erfuhr das Fach eine Ausweitung, indem die Kunst aussereuropäischer Völker aufgenommen wurde, vertreten durch *Elsy Leuzinger* (PD 1960, TP 1968), mit Schwerpunkt Afrika, und *Helmut Brinker* (PD 1975, AO 1978, OP 1982), mit Schwerpunkt Ostasien. Als Nebenfach konstituiert 1970.»⁵

Das war die Geburtsstunde der Kunstgeschichte Ostasiens an der Universität Zürich. Das Fach begann hier also im Jahr des Hundes. Wer hätte das gedacht? Welch eine formidable Wandlung: Vom Hund zum Drachen, vom kommunen Haustier zum mythischen Fabelwesen! Was 1970 als eine der Disziplinen des Nebenfachs *Kunst ausser-europäischer Völker* begonnen hatte, wurde 1990 als Hauptfach *Kunstgeschichte Ostasiens* in den Fächerkanon der Philosophischen Fakultät aufgenommen. An dieser

5

Emil Maurer: «28. Kunstgeschichte,» in *Die Universität Zürich 1933–1983*. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Universität Zürich, hrsg. vom Rektorat der Universität Zürich, Gesamtedaktion Peter Stadler. Zürich 1983, p. 553.

fachlichen Ausweitung hätte Wölfflin sicherlich, wie seinerzeit die Vertreter der abendländischen Kunstgeschichte, *Emil Maurer* und *Adolf Reinle*, sowie der Klassischen Archäologie, *Hansjörg Bloesch* (1912–1992), seine Freude gehabt, war er doch selbst ein aussergewöhnlich vielseitiger Mann, der u. a. Experimentalphysik studiert und sein Studium fachfremd bei dem Philosophen Wilhelm Dilthey abgeschlossen hatte. «Der Titel seiner Dissertation hiess *Prolegomena zur einer Psychologie der Architektur* (1886). Korreferent des ersten Gutachters war nicht etwa – wie heute zu erwarten wäre – ein Psychologe. Das zweite Gutachten zu Wölfflins durchaus kunsthistorischer Arbeit schrieb Max Steinitzer, ein Musikwissenschaftler.»⁶ Auch die Vertreter der Ostasienswissenschaften an der Universität Zürich, der Sinologe *Robert P. Kramers* und der Japanologe *Cornelius Ouwehand* (1920–1996), begrüßten und förderten die neue Nachbardisziplin, boten sich hier doch erste Möglichkeiten zu einem kulturwissenschaftlichen Dialog und langfristig Perspektiven zu einer Erfolg versprechenden interdisziplinären Zusammenarbeit.

Die Zürcher Kunstgeschichte Ostasiens hat sich aufgrund der personellen Konstellation von Anbeginn in engster Zusammenarbeit mit dem *Museum Rietberg* entwickelt, dessen Direktoren *Elsy Leuzinger*, *Eberhard Fischer* und *Albert Lutz* die Öffnung des Hauses für Studierende in gegenseitiger Kooperation auf verschiedensten Ebenen stets grosszügig gewährten; dies soll auch in Zukunft so bleiben. Von 1970 bis 1982 betreute *Helmut Brinker* die Ostasien-Abteilung am Museum Rietberg auf einer halben Kuratorenstelle und baute zunächst mit einem Lehrauftrag, nach seiner Habilitation (1975) als Privatdozent und ab 1978 als Extraordinarius mit halber Lehrverpflichtung das Fach an der Universität auf. Nachdem er mehrfach darauf verzichtet hatte, seine Tätigkeit in den USA fortzusetzen (1971 an der Freer Gallery of Art, Smithsonian Institution, Washington, D.C., ebenfalls 1971 am Metropolitan Museum of Art, New York, 1978 an der Stanford University und 1981 am Institute of Fine Arts, NYU), wurde 1982 eine Ordentliche Professur für Kunstgeschichte Ostasiens eingerichtet. Gleichzeitig konnte das Museum Rietberg die halbe Kuratorenstelle zu einer vollen Stelle ausbauen, und damit waren für das Fach nach bescheidenen Anfängen sowohl an der Universität als auch am Museum gute Voraussetzungen geschaffen zu einem «kreativen Wandel.» Es war ein organischer Wachstumsprozess, der dazu geführt hat, dass der gegenwärtige Direktor des Rietbergmuseums zunächst Brinkers Nachfolger und Zürichs erster Doktorand des Fachs wurde und das Museum heute zusätzlich auf eine halbe Kuratorenstelle zur Pflege japanischer Kunst zurückgreifen kann.

Die Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens am Kunsthistorischen Institut ist im Museum Rietberg im wahrsten Sinne des Wortes beheimatet, denn hier stehen nicht nur die Räumlichkeiten in der historischen Villa Schönberg zur Verfügung, sondern auch ein grosser Teil der Infrastruktur. Dank seiner umfangreichen Forschungsbibliothek, die u. a. die Bestände eines der Pioniere dieses Fachs im Westen, *Oswald Siréns* (1879–1966), enthält, vor allem aber dank seiner weltweit renommierten Sammlung chinesischer und japanischer Kunst sowie seiner regen internationalen Ausstellungs-

6

Heinrich Dilly: «Wechselseitige Erhellung – Die Kunstgeschichte und ihre Nachbardisziplinen.» in *Kunstgeschichte. Eine Einführung*, hrsg. von Hans Belting, Heinrich Dilly, Wolfgang Kemp, Willibald Sauerländer und Martin Warnke. Berlin 1986, pp. 291f.



Der Salon in der Villa Schönberg – der heutige Seminarraum – im Jahre 1898.

tätigkeit existiert hier die Basis und einzigartige Chance für das Studium des Fachs in der gesamten Schweiz. Die Studierenden erhalten eine praxisnahe Ausbildung; sie kommen schon früh in Kontakt mit erstrangigen Kunstwerken, bekommen Einblick und Chancen zur Mitwirkung in Museumsarbeit und Ausstellungstätigkeit sowie durch selbständige Führungen bei Sonderausstellungen in Museumsdidaktik und -pädagogik. Für den akademischen Unterricht können Dozierende und Studierende an der Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens auf eine Diathek zurückgreifen, die mittlerweile mehr als 15'000 Diapositive enthält.

Bedeutende internationale Ausstellungen chinesischer Kunst führten auch mit dem *Kunsthaus Zürich* zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit: *Kunstschätze aus China* (1980/81) und *Das Alte China* (1996) fanden in der Öffentlichkeit grosses Interesse, das nicht zuletzt aufgrund begleitender, von der Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens organisierter Vorträge intensiviert werden konnte.

In China wurde im 17. Jahrhundert die «Selbstgratulation,» *zishouwen*, als ein neues literarisches Genre der Selbstdarstellung gefeiert, auch wenn die Wurzeln dafür wohl bis ins 4. Jahrhundert zurückreichen.⁷ Schon früh existierte für das Mass des Lebens ein Sechzigjahrzyklus, der sich aus der Kombination einer Zehner- und einer Zwölferreihe ergibt, und diese gelangten schon in den Orakelinschriften der Shang-Dynastie vor mehr als drei Jahrtausenden zur Anwendung. Die Vollendung des 60. Lebensjahres bietet sich daher fast natürlich an zu einem autobiographischen Rückblick, und der 30. Geburtstag gewinnt aus dieser Optik den Stellenwert der «halben Miete.»

7

Wolfgang Bauer: *Das Antlitz Chinas. Die Autobiographische Selbstdarstellung in der chinesischen Literatur von ihren Anfängen bis heute*. München, Wien 1990, pp. 439–442.



Die Villa Schönberg, im Jahre 1998.

Die beiden frühesten «Selbstgratulationen» wurden denn auch folgerichtig nicht zum 60., sondern zum 30. Geburtstag verfasst. Der Gelehrte Gui Zhuang (1613–1673), der sich als Erfinder dieser Textsorte rühmt, schreibt 1642 im Angesicht des drohenden Untergangs der Ming-Dynastie (1368–1644):

«Anderen Menschen zum Geburtstag ein Gratulationsschreiben zu senden, war im Altertum nicht gebräuchlich – wieviel weniger erst, sich selbst zum Geburtstag zu gratulieren! Auch wenn man die vom Schicksal gewährten Jahre in höchster Zahl vollendet hatte, war es also im Altertum nicht üblich, sich selbst zu gratulieren – wieviel weniger erst, wenn man noch in der Blüte seines Lebens stand und so die [zugemessenen] Jahre noch nicht erreicht hatte! So hebt denn [dieser neue Brauch] erst mit Meister Kuei-tzu [Guizi] an. Und Meister Kuei-tzu sagt dazu: «Der Weg des Himmels vollzieht alle 30 Jahre eine kleine Wandlung, und so, wie sich dort oben der Himmel wandelt, so wandelt sich hier unten auch das Geschehen der Menschen: Deshalb bilden 30 Jahre unter den Menschen eine Generation. Ist also der Mensch in seinem Leben zu voller Kraft gekommen, so hat er seine erste Wandlung vollzogen; ist er danach alt geworden, so hat er seine zweite Wandlung vollzogen; und ist er schliesslich zu greisenhafter Befindlichkeit gelangt, so hat er seine dritte Wandlung vollzogen. Nur einer von zehn Menschen freilich erreicht die dritte Wandlung, nur vier oder fünf von ihnen erreichen die zweite, und zwei oder drei von ihnen erfahren sogar das Unglück,

noch früher schon vom Tod geknickt zu werden und nicht einmal die erste Wandlung zu erreichen. Warum sollte man sich da nicht schon selbst gratulieren, wenn man die erste Wandlung erreicht hat und damit immerhin glücklich genug war, nicht in der Jugend zu sterben, selbst wenn man nicht sicher sein kann, seinen Jahren noch viele hinzuzufügen? [...]

Fremde Gratulanten preisen an einem das blühende Aussehen – doch wer sich selber gratuliert, betrauert eher, wie sehr bergab es bei ihm damit schon gegangen. Fremde Gratulanten wünschen einem eine Ewigkeit von Jahren – doch wer sich selber gratuliert, beginnt schon bei dem Gedanken [an die Zukunft] zu zittern und zu zagen. Fürchtet er doch, dass seine Jahre und Tage verrinnen, ohne dass er sein Tao vernommen – und eben das ist der Grund, weswegen Meister Kuei-tzu in seine [Gratulationsschreiben an sich selbst] diese Worte über seine Verwandlungen fand.»⁸

Die Zürcher Kunstgeschichte Ostasiens darf sich im Jahr 2000 nach drei Jahrzehnten zu ihrer ersten Wandlung gratulieren; ihr Fachvertreter hat seine zweite kürzlich abgeschlossen; dessen Wegbereiterin *Elsy Leuzinger* und Lehrer *Dietrich Seckel* stehen an der Schwelle ihrer dritten Wandlung; und so können wir uns alle selbst und gegenseitig gratulieren!

Exkursionen

Exkursionen sind ein wesentlicher Bestandteil der Ausbildung im Fach der Kunstgeschichte Ostasiens und zudem eine willkommene Auflockerung im Lehrbetrieb. Die immer wiederkehrende Konfrontation mit Originalen ist eine unablässliche Grundlage für kunsthistorisches Arbeiten. Durch die Nähe zum Museum Rietberg besteht dabei an der Universität Zürich die hervorragende Möglichkeit, dies bereits in der Grundausbildung intensiv zu üben. Die grössten und bedeutendsten Sammlungen befinden sich aber in Amerika sowie – natürlich – vor allem in Japan und China. Aber wer kann sich schon leisten, nach Belieben dorthin zu reisen und die Werke zu studieren?

Freilich gibt es für Einzelne immer wieder die Möglichkeit, zum Beispiel einen Ferienaufenthalt mit dem Besuch solcher Sammlungen zu verknüpfen. Daneben werden einzelne Meisterwerke aber auch in Sonderausstellungen – sei es in der Schweiz oder im näheren Ausland – präsentiert. Was liegt da näher, als eine Exkursion zu organisieren – zumal für die immatrikulierten Studierenden meist auch ein Zuschuss aus einem Universitätsfonds beansprucht werden kann, der einen Teil der Reisekosten deckt.

In den letzten Jahren sind so Exkursionen nach Frankfurt und Paris, Stuttgart und Köln sowie London zustande gekommen. 1997 war es sogar möglich, wichtige Ausstellungen in Washington und New York zu besuchen; im Zentrum stand dabei die Schau *Possessing the Past* mit Meisterwerken aus dem National Palace Museum in Taipei. Besonderes Interesse verdienen natürlich nicht zuletzt die Aufsehen erregenden Funde, die während der letzten Jahrzehnte in der Volksrepublik China gemacht wurden. Zum Teil werden sie bei solchen Sonderausstellungen zum ersten Mal im Ausland präsentiert – während sie in ihrem Ursprungsland oft leider gar nicht in Museums-sammlungen für die Öffentlichkeit ständig zugänglich sind.

Durch die Kontakte von Professor Brinker ist es aber auch möglich, in Depot-räumlichkeiten eingelassen zu werden und von Kuratorinnen oder Kuratoren besondere Stücke präsentiert zu bekommen oder bedeutende Privatsammlungen besichtigen zu können. Ein besonders eindrucksvolles Erlebnis waren etwa die Stunden im Depotraum der Freer Gallery of Art, Washington D.C.: In aller Ruhe konnte man zum Beispiel die Gu Kaizhi zugeschriebene, wohl aber aus der Song-Zeit stammende Querrolle *Die Nymphe vom Luo-Fluss* betrachten, die extra für unsere Gruppe entrollt wurde.

Bei solchen «Seminaren vor Ort» kommt dann auch ein Zug zum Vorschein, der anfangs nicht allen gleich gegeben ist: Kunsthistorikerinnen wie Kunsthistoriker bedür-



Vor dem Musée Cernuschi. Exkursion der Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens nach Paris, 12. Dezember 1998.

fen nämlich – im wahrsten Sinne des Wortes – einer gewissen Standfestigkeit! Nach sieben oder acht Stunden in einer Ausstellung, und das vielleicht auch mal zwei oder drei Tage hintereinander, sind nicht alle mehr gleich frisch auf den Beinen... Aber auch hier gilt: Übung macht den Meister – und «zum Glück» schliessen die meisten Museen ja auch schon am späteren Nachmittag. Dass der Abend dann auch noch Platz bieten soll für Geselligkeit, ist selbstverständlich – die Liste der Exkursionsorte zeigt ja auch, dass die wichtigen Sonderausstellungen und Museumssammlungen ostasiatischer Kunst an ganz attraktiven Reisedestinationen liegen.

Ein Buddha fürs Museum

Wie die Studierenden der Kunstgeschichte Ostasiens zu Gönnern eines Museums werden

Wer je in Zürich das Studium der Kunstgeschichte Ostasiens in Angriff genommen hat, der oder die wird das wohl immer mit Erinnerungen an das Museum Rietberg verbinden. Bereits im vorhergehenden Beitrag ist geschildert worden, wie die Entstehung und Entwicklung des Faches der Kunstgeschichte Ostasiens an der Universität Zürich eng mit diesem städtischen Museum verbunden ist. Die institutionelle Nähe und die gute Zusammenarbeit auf persönlicher Ebene war immer für beide Seiten fruchtbar und anregend.

Wer sich allerdings entschlossen hat, zum ersten Mal ein Proseminar zu besuchen, der oder die wird vorerst von all dem wohl nichts gewusst haben. Frisch an der Universität und angeregt durch die Angaben im Studienführer oder im Vorlesungsverzeichnis wird vielmehr der Wunsch im Vordergrund gestanden haben, mehr über die Kulturen Ostasiens und ihre Kunstwerke zu erfahren. Wer dann im Vorlesungsprogramm den Hinweis gefunden hat, dass die Proseminarien im Museum Rietberg stattfinden und sich darauf – vielleicht zum ersten Mal – auf den Weg dorthin gemacht hat, wird beeindruckt gewesen sein von dem Park, durch den er oder sie dann gelaufen ist: weitläufig angelegt, mit mächtigen alten Bäumen, das Rot der Blutbuche und das Silbergrün der Atlaszeder sich markant abhebend vom strahlenden Blau des Herbsthimmels.

Betrat man dann das Hauptgebäude des Museums – wo die Proseminarien in der Regel stattfinden –, war man beeindruckt von der Grandeur dieses neoklassizistischen Baus, erst recht, seit die 1998 vollendeten Renovationen im Eingangsbereich den alten Glanz der Villa wieder auferstehen liessen. – Eine würdige Umgebung für die Kunstwerke aus allen Teilen der Welt, die hier eine neue Heimat gefunden haben.

Ein solches Umfeld ist für universitäre Veranstaltungen wohl einzigartig. Man sitzt nicht in einem mehr oder weniger nüchternen, mehr oder weniger modernen oder aber veralteten Hörsaal; sondern man tritt ein in einen herrschaftlichen Sitz auf einem grünen Hügel, heute der Öffentlichkeit zugänglich und angefüllt mit erstklassigen Objekten der Weltkunst.

Es erstaunt nicht, dass die meisten Studierenden der Kunstgeschichte Ostasiens sofort begeistert sind. Doch dies betrifft natürlich nicht nur Park und Museumsräumlichkeiten, sondern vor allem auch die Konfrontation mit Originalwerken! Die unmittelbare Präsenz der Objekte, verbunden mit den didaktischen Qualitäten von Professor Brinker und seiner spürbaren Begeisterung für diese Kunstwerke, öffnete – und öffnet

immer wieder – vielen einen Zugang zur ostasiatischen Kunst. Was für die meisten anfänglich wohl doch sehr fremd und unverständlich wirkt, wird allmählich identifizierbar, verstehbar und kann in einen grösseren Zusammenhang eingeordnet werden. Hier konnte und kann man die Grundlagen des kunsthistorischen Arbeitens in bester Weise lernen: Das einfühlsame Annähern an die Objekte mittels genauem Betrachten, Beschreiben und schliesslich Interpretieren.

Es kann nicht genug betont werden, wie wichtig die Nähe zur Museumssammlung für die kunsthistorische Ausbildung ist. Nahezu die gesamte Grundausbildung kann vor Originalen (die zum Teil Weltruhm besitzen) durchgeführt werden. Wer erst einmal erfahren hat, wie viel von den sinnlichen, haptischen Qualitäten von Originalwerken in Abbildungen verloren geht, möchte dies nicht mehr missen. Unschätzbar für die Ausbildung einer kritischen Kennerschaft ist die Möglichkeit, einmal auch Objekte aus den Vitrinen nehmen oder aus dem Depot holen, vielleicht auch einmal einige Originale selber in die Hand nehmen zu dürfen oder allenfalls auch Originale und Imitationen direkt nebeneinander vergleichen zu können.

Ein wunderbares Zeichen des Enthusiasmus für die Sache und der Dankbarkeit dafür, in der Ausbildung immer wieder so grosszügig Gastrecht im Museum geniessen zu dürfen, ist ein kleines Buddha-Figürchen, welches 1999 in die Museumssammlung gelangt ist: Es ist ein Geschenk der Studierenden der Kunstgeschichte Ostasiens an der Universität Zürich. Die zum Ankauf nötige Summe wurde zusammengebracht, indem 1998 und 1999 die Studentinnen und Studenten in freiwilliger Arbeit und unentgeltlich den Getränkeverkauf am alljährlich stattfindenden Sommerfest des Museums Rietberg übernommen haben.

Dieses Fest ist seit längerem Bestandteil der Museumsaktivitäten. Angepasst an das Thema der jeweils aktuellen Sonderausstellung, organisiert das Museum im Rieterpark ein grosses Fest mit Bühne, mit Verkaufsständen und einem reichhaltigen kulinarischen Angebot. Musik- und Tanzdarbietungen auf der Bühne, die verlockenden Speisen aus aller Welt, ein vielfältiges Angebot an Kunsthandwerk aus der jeweils thematisierten Kultur verlockt immer wieder ein grosses Publikum, an diesem Wochenende dem Rieterpark einen Besuch abzustatten.

Der Getränkeverkauf an diesem Fest wurde anfänglich in Lizenz vergeben. 1997 kam jedoch die Idee auf, dass die Studierenden der Kunstgeschichte Ostasiens für das Museum diesen Verkauf übernehmen könnten. Als im darauf folgenden Jahr (ebenso wie auch 1999) im Proseminar und im Seminar eine solche Anfrage gemacht wurde, war das Resultat mehr als erfreulich: Gleichsam als Zeichen, wie willkommen man sich im Museum fühlt und dass man diese einzigartigen Möglichkeiten, welche das Museum mit seiner Sammlung bietet, anerkennt, meldeten sich spontan rund dreissig Studierende, diese Arbeit zu übernehmen!

Es war eine lohnende Aufgabe. Aus dem beträchtlichen Reingewinn konnte Ende 1999 nämlich eine kleine, vergoldete Bronzeplastik eines Buddha auf dem Lotosthron erworben werden (siehe Abbildung). Die Statuette zeigt in ihrer Gestaltung den typi-



Buddha auf dem Lotosthron, vergoldete Bronze, Tang-Zeit, 8. Jh., Höhe 9,5 cm, RCH 262, Ankauf 1999, Geschenk der Studierenden der Kunstgeschichte Ostasiens, Zürich.

schen Stil der hohen Tang-Zeit: ein rundes Gesicht, einen fülligen, unter dem Gewand deutlich wahrnehmbaren Körper und in der Kleidung einen naturalistisch anmutenden, verspielten Faltenwurf. Damit kann diese kleine Bronzeplastik in das 8. Jahrhundert datiert werden.

Hört man sich unter den Studentinnen und Studenten der Kunstgeschichte Ostasiens um, vernimmt man neben der Freude am Fach immer wieder auch die Begeisterung für das Museum Rietberg und den Rietpark. Nach den orkanartigen Stürmen in den letztjährigen Weihnachtstagen bot sich dann aber ein Bild der Zerstörung: Viele der prächtigsten Bäume lagen am Boden, einige standen da wie kahl rasiert, bei den kräftigsten Bäumen gaben die Äste nicht nach, bis der ganze Baum von der Kraft des Sturms entwurzelt wurde. Es wird wohl fünfzig Jahre dauern, bis die Neupflanzungen wieder eine ähnlich grosse Würde und Ausstrahlung erreichen. Wer weiss: Vielleicht wird dannzumal ein Grossvater oder eine Grossmutter mit einem Enkelkind durch den Park spazieren, die neu in die Höhe geschossenen Bäume bewundern, dann aber auch ins Museum eintreten, zu dem kleinen Buddha gehen und erzählen, wie er oder sie damals am Rietbergfest Getränke verkauft hat, damit mit dem Erlös dieses reizvolle kleine Figürchen gekauft werden konnte.

Universität Zürich

50 Jahre **Sinologie**



Der Weg des kreativen Wandels

Die Stationen der Sinologie

Als erste Schweizer Hochschule hat sich die Universität Zürich vor fünfzig Jahren zur Aufnahme der Sinologie in das Curriculum entschieden. Aus den bescheidenen Anfängen hat sich die Sinologische Abteilung des Ostasiatischen Seminars personell und infrastrukturell zum nationalen Zentrum entwickelt und verfügt heute über die grösste chinesischsprachige Bibliothek des Landes. Wie bei Jahrestagen oft der Fall lässt die Archiv- und Aktenlage einen gewissen Spielraum offen, und darum haben wir uns – wie so viele in diesem Jahr – der Faszination runder Jahrzahlen ergeben und feiern nun den fünfzigsten «Geburtstag» der Sinologie eben im Jahre 2000. Wir laden Sie hiermit ein, mit uns einen Gang durch die bewegte Geschichte der Zürcher Sinologie zu tun – und «bewegt» war sie in einem gewissen Sinne durchaus, denn seit dem Geburtsjahr 1950, im chinesischen Jahr des Tigers, scheint die Sinologie immer auf der Suche nach ihrem Platz an der Universität, nach der ihr sicher zustehenden Mitte gewesen zu sein: die Geschichte der Sinologie lässt sich nämlich anhand der Namensänderungen, der Adressänderungen und dem Bedarf nach immer grösseren Gebäuden erzählen.

Die Anfänge

Im Jahr 1937 habilitierte sich Eduard Horst von Tscharnern (1901–1962) gleichzeitig an den Universitäten Genf und Bern (s. seine Biographie auf S. 39). 1940 erhielt er das Recht, an der Universität Zürich zu lehren, und bereits ab Wintersemester 1940/41 bot er sinologische Lehrveranstaltungen an. Für die Zeit zwischen Wintersemester 1945 und Sommersemester 1948 sind erste Hörerzahlen aktenkundig, und so wissen wir, dass der viersemestrige Sprachkurs «Einführung in die Chinesische Sprache und Schrift» zuerst von zehn, dann neun, dann sieben und schliesslich von sechs Personen besucht wurde, wobei sich das Verhältnis von Studierenden zu Hörern von 4:6 im ersten zu 1:5 im vierten Semester verschob. Von Tscharnern unterrichtete in erster Linie Lektürekurse, hielt aber auch gut besuchte Vorlesungen zu allgemeinen Interessensgebieten. So wurde seine Veranstaltung «Die Lehre des Laotse» (WS 45/46) von 16 Studierenden und 12 Hörerinnen und Hörern besucht und die für Hörerinnen und Hörer aller Fakultäten angekündigte Veranstaltung «Geschichte Chinas und seiner Beziehungen zum Westen bis zur Gegenwart» (WS 46/47) zog 27 Personen (wovon 12 Studierende) an. Zum Vergleich: in diesen beiden Semestern waren an der Universität insgesamt 3043 bzw. 3001 Studierende eingeschrieben.

Nach den Kriegsjahren kehrten viele Studierende aus dem Militärdienst an die Universitäten zurück. In Zürich reagierte 1946 die Philosophisch-historische Fakultät auf diesen Engpass mit der Einsetzung einer Kommission zur Abklärung der Notwendigkeit zusätzlicher Extraordinariate. Sie beantragte in ihrem Bericht vom 14. Juni 1947 je ein Extraordinariat für Soziologie, Slavistik und Sinologie. Die Fakultät leitete den Antrag ihrerseits am 27. Juni an den Regierungsrat weiter und drängte auf die Einrichtung eines Extraordinariats für Sinologie. Als nächsten Schritt beantragte Dekan Prof. Dr. Heinrich Straumann am 30. Juli 1949 die Titularprofessur für von Tscherner, der damals als Privatdozent an der ETH tätig war. Diesem Antrag folgte der Regierungsrat im Wintersemester 1949.

Trotz dieser günstigen Signale blieb von Tscherner verunsichert und zweifelte an der Einrichtung des Fachs Sinologie in Zürich, wie aus zwei Schreiben an den Rektor aus dem Jahr 1949 zu entnehmen ist. Er versuchte, die gesellschaftliche Notwendigkeit darzulegen und schrieb am 17. November 1949 über die Vorteile eines «Asiatischen Zentrums Zürich» und die Notwendigkeit eines «Orientalistischen Seminars». Auch der Stadtpräsident Dr. Emil Landolt drängte und erklärte am 23. Dezember 1949 in einem Schreiben an den Rektor, dass er «die Schaffung eines Extraordinariats für Sinologie begrüßen würde».

Im Jahr 1950 war es endlich soweit: Der Regierungsrat beschloss die Einrichtung eines kleinen Extraordinariats *ad personam* für Sinologie als «wissenschaftliche Chinakunde» (RRB Nr. 731 vom 16.3.1950). Eduard Horst von Tscherner wurde per 16. April 1950 für sechs Jahre mit einem Pflichtpensum von 2–4 Semesterwochenstunden für ein Jahresgehalt von Fr. 8500.– verpflichtet. Damit war die Sinologie als Studienrichtung in der Schweiz erstmals universitär etabliert. Von Tscherner nahm seine Arbeit auf und hielt am 27. Januar 1951 seine Antrittsrede mit dem Titel «Die Kulturkritik der Taoistischen Denker».

Die Zimmer an der Florhofgasse

Sinologisches Lehren und Forschen fand am Anfang in der «Sinologischen Bibliothek» statt. Von Tscherner hatte am 10. Mai 1951 zwei Räume an der Florhofgasse 11 für deren Einrichtung beantragt. Was das Budget der Bibliothek anbetraf, so beantragte er beim Rektorat die «Gewährung eines jährlichen ordentlichen Kredits von Fr. 800.– für die dringendsten laufenden Ergänzungen der sinologischen Seminarbibliothek und einer einmaligen ausserordentlichen Zuwendung von Fr. 2000.– zur Anschaffung des für ein sinologisches Seminar notwendigen Grundstocks von Handbüchern». Am 1. Juli 1952 beschloss der Erziehungsrat auf Antrag der Erziehungsdirektion neben der Bewilligung der Räumlichkeiten im Erdgeschoss einen jährlichen Kredit von Fr. 500.– für die Sinologie. Der gleiche Betrag wurde der Bibliothek ab dem Jahr 1953 als jährlicher Kredit zugesprochen. Die ausserordentliche Zuwendung wurde jedoch abgelehnt: «Es muss Prof. von Tscherner überlassen werden, den benötigten Betrag anderweitig zu beschaffen.» Nicht nur materiell, auch personell waren die Anfänge bescheiden:



Florhofgasse 11 mit dem ersten Seminarraum.

Neben von Tscharner gab es eine Bibliotheksstelle/Assistenz, die mit Frau Dr. Ariane Rump (* 1933) besetzt wurde.

Leider war die Tätigkeit von Tscharners an der Universität immer wieder durch seine Erkrankung an Tuberkulose überschattet. So musste er in den Jahren 1954–1958 seine Lehrtätigkeit während 7 1/2 Semestern aus gesundheitlichen Gründen unterbrechen. In der Periode von 1950–1960 erschienen denn auch mit Ausnahme des Fragments einer Übersetzung des *Lao Zi* in den *Asiatischen Studien* (1954, Nr. 1–4) keine Publikationen. Von Tscharner unterrichtete an der Universität, wann immer sein Gesundheitszustand es ihm erlaubte. Die Universität honorierte seine Arbeit mit einer Erhöhung seines Salärs auf jährlich Fr. 11'080.– (16.4.1958). Zwei Jahre später wurde er zum Extraordinarius *ad personam* für «wissenschaftliche Chinakunde» ernannt (RRB Nr. 4553 vom 3.11.1960). Für Zürich als Standort der Sinologie wurden darin vier Gründe angegeben: 1. Die Seminarbibliothek, die von Tscharner in den zehn Jahren seiner Tätigkeit aufgebaut hatte. 2. Die Existenz des Museums Rietberg in Zürich. 3. Die Sirén-Bibliothek, d.i. die Privatbibliothek zur ostasiatischen Kunst von Oswald Sirén (1879–1966), die den Grundstock für die Bibliothek des Museums Rietberg bildete. 4. Die zu erwartende grössere Studentenzahl.

Nach seiner Ernennung war es von Tscharner leider nicht vergönnt, sein Extraordinariat wunschgemäss auszuüben. Vom 10.1.–1.3.1961 trat er abermals einen krankheitsbedingten Urlaub an. Aus den Akten der Universität geht nicht hervor, ob er während seiner Abwesenheit in der Zeit des kleinen Extraordinariats vertreten worden war. Jetzt aber, nach der Aufwertung der Sinologie, vertrat ihn auf Erlass des Dekans Herr Ping-Ming Hsiung in den Vorlesungen Nr. 422–425 des Sommersemesters 1961. Nach dem 27. Februar 1962 vertrat Dr. Kuo-Ching Peng (*1915) von Tscharner in gewissen Aufgaben und in der Lehre. Peng hatte an der renommierten Qinghua-Universität in Peking studiert und wollte an der ETH bei Prof. Dr. Paul Niggli promovieren. Er

war seit 1953 als Assistent am damaligen Institut für Kristallographie und Petrographie angestellt, arbeitete seit Sommersemester aber auch 1954 als Lehrbeauftragter für die «wissenschaftliche Chinakunde» an der Universität. Im Antrag für seinen ersten Lehrauftrag wird er sogar als «inoffizieller» Assistent von Tscharners bezeichnet.

Am 5. Mai 1962 verstarb Eduard Horst von Tscharnern. Drei Promotionen und zwei Promotionskandidaten bildeten die Bilanz seiner Amtszeit (die direkte Promotion war damals die Regel). Während die Lehrtätigkeit von den oben genannten Vertretern übernommen wurde, oblag die Administration des Seminars und die Arbeit in der Bibliothek im Zeitraum vom 10. Juli 1963 bis zum Jahresende 1964 der damaligen wissenschaftlichen Mitarbeiterin, Frau Dr. Ariane Rump. Diese unterrichtete zudem im Wintersemester 63/64 die «Lektüre chinesischer Texte».

Das erste Seminargebäude an der Mühlegasse

In der Zeit an der Florhofgasse wuchs die Bibliothek nur langsam, mit zwei Ausnahmen: Eduard von Tscharnern hinterliess eine ansehnliche Privatbibliothek, welche das Seminar in zwei Etappen erwerben konnte, nämlich 1964 den chinesischsprachigen Teil, 1965 dann auch die in westlichen Sprachen verfassten Werke. So willkommen dieser Zuwachs der Bibliothek auch war, so knapp wurde auch der Platz an der Florhofgasse. Mit diesem Problem musste sich der Nachfolger auf dem sinologischen Lehrstuhl befassen, Robert P. Kramers (s. seine Biographie auf S. 42), der per Anfang Wintersemester 1964 Extraordinarius für Sinologie wurde (RRB Nr. 2995 vom 23.7.1964). Kramers kommentierte die fortan im Stellenplan verankerte Einrichtung dieses Extra-



Das Klavierhaus Ramspeck an der Mühlegasse 21.

ordinariats in einem Bericht über «Ostasiatische Studien in Zürich seit 1964» zu Händen des Rektorats wie folgt: «Damit hatten die Zürcher Erziehungsbehörden sich als die ersten in der Schweiz entschlossen, die Sinologie, die zuvor von Prof. Dr. E. H. von Tschanner als persönlicher Extraordinarius vertreten war, richtig zu etablieren.»

Mit dieser institutionellen Verankerung erreichte das Fach Sinologie infrastrukturell ein neues Niveau. Dies wird dokumentiert durch eine Reihe von personellen Neuerungen sowie durch eine Neuorganisation des Studiums. In ihrer Sitzung vom 7. November 1964 beschloss die Fakultät die Schaffung einer Assistenzstelle für die Sinologie (in deren Kompetenzbereich auch die Betreuung der chinesischen Bibliothek fiel). Im Bereich der Sprachausbildung in modernem Chinesisch wurde eine Lektorenstelle geschaffen, dotiert mit zunächst sieben, später zehn Wochenstunden. Mit dem Unterricht wurde Frau Dr. Lily Tang Shang (*1915) betraut, die zuvor für die amerikanische Regierung übersetzt hatte und im Zeitraum von 1943–1966 an den Universitäten Yale, Columbia und Harvard sowie am Institute of Asian Studies in Braintree (MA) Chinesisch unterrichtet hatte. Frau Shang hatte in der Zeit ihres Lektorats an der Universität Zürich bei Prof. Wolfgang Franke in Hamburg promoviert. Im Sommersemester 1966 wurde die Benützung des Sprachlabors für den Chinesischunterricht eingeführt, wobei die Studierenden der Sinologie bis zur Einrichtung eines eigenen Sprachlabors an der Universität im Wintersemester 1968/69 das Sprachlabor des Pestalozzianums benutzen durften.

Zu Beginn des Jahres 1967 wurde auf Antrag der Fakultät das Extraordinariat in ein planmässiges Ordinariat umgewandelt (RRB Nr. 1578 vom 20.4.1967) und Robert P. Kramers befördert, nachdem er kurz zuvor einen Ruf als Ordinarius nach Hamburg abgelehnt hatte. Auf Beginn des Wintersemesters 1968/69 wurde der Lehrgang «Klassisches Chinesisch» eingeführt. Insgesamt belief sich das Angebot der Sinologie in diesem Semester auf 15 Semesterwochenstunden. Ebenfalls in diesem Wintersemester beschloss die Fakultät die Schaffung eines neuen Lehrstuhls unter gleichzeitiger Einführung des Studienganges Japanologie, und damit erhielt das Seminar seine bis heute gültige Bezeichnung «Ostasiatisches Seminar» (RRB Nr. 3028 vom 28.8.1968). Den Ruf erhielt der ebenfalls in Leiden ausgebildete Niederländer Cornelius Ouwehand (1920–1996). Dieser sollte bis zu seiner Emeritierung im Wintersemester 1986 eine erfolgreiche Ära der Japanologie an der Universität einleiten. Seine Nachfolge als Ordinarius für Japanologie trat im Wintersemester 1989 Prof. Eduard Klopfenstein (*1938) an.

Zwischen 1965 und 1968 hatte sich die «Sinologische Bibliothek» zuerst in ein «Sinologisches Seminar» und dann in das «Ostasiatische Seminar» gewandelt. Mit dieser rasanten Entwicklung waren die Räumlichkeiten an der Florhofgasse definitiv zu eng geworden. Obwohl für die Japanologie zunächst ein drittes Zimmer gemietet werden konnte, waren die Tage des Seminars an dieser Adresse gezählt. Das neue Seminargebäude an der Mühlegasse 21, das die Universität für die Domizierung des Ostasiatischen Seminars mietete, hatte zuvor das Pianohaus Ramspeck beherbergt.

Die «Neubestimmung» des Gebäudes von der Musik zur Wissenschaft war bemerkenswert: der neue Ordinarius für Sinologie hatte sich nämlich selber auf die Suche nach einem neuen Domizil gemacht und war dabei durch ein Zeitungsinserat in Kontakt mit der Familie Ramspeck gekommen. Diese willigte schliesslich in die langfristige Vermietung der Liegenschaft an die Universität ein. Der Regierungsrat bewilligte darauf einen Kredit von Fr. 116'000.- für den Umbau (RRB Nr 2570 vom 12.6.1969). Dieses ungewöhnliche Mass an Eigeninitiative führte dazu, dass Dr. Walter König, Erziehungsdirektor des Kantons, in seiner Ansprache zur Eröffnung des neuen Seminars «scherzend an die Adresse der anwesenden Professoren die Aufforderung richtete: «Ahmen Sie das Beispiel von Prof. Kramers nach!»». So jedenfalls schrieb der Tages-Anzeiger vom 27. Mai 1970 im Artikel «Ein Professor auf erfolgreicher Zimmersuche».

Das neue Seminargebäude, im September 1969 bezogen, beherbergte nach seiner Eröffnung am 22. Mai 1970 die Sinologie, die Japanologie und nach 1975 auch die Koreanistik, wobei die Einführung letzterer nur für eine kurze Zeit Bestand hatte. 1979 wurde sie zwar als Prüfungsfach anerkannt, doch nach der Berufung der Fachvertreterin, Frau Prof. Dr. Martina Deuchler (*1935), an die School of Oriental and African Studies (SOAS) in London fehlte die fachliche Betreuung. Im Jahr 1990 entschied deshalb die Fakultät, das Fach Koreanistik aus dem universitären Curriculum zu streichen. Die Seminarbibliothek verfügt aus dieser Zeit über eine kleine Sammlung koreanischer Werke, die sich durch Schenkungen der Korea Foundation in Seoul seither noch vermehrt hat.

Bei den Planstellen im Bereich der Verwaltungsangestellten wurde den Abteilungen Sinologie und Japanologie eine Sekretariatsstelle bewilligt, um die zusehends umfangreichere Administration zu bewältigen. Diese Aufgabe wurde am 1. Oktober 1969 Frau Maria-Alice Binzegger (*1937) übertragen, die bis zu ihrem Übertritt aus der Philosophischen Seminar per 1. Oktober 1987 am Ostasiatischen Seminar tätig war.

Zunächst teilten sich die Ostasienwissenschaften das Gebäude mit dem kurz zuvor gegründeten Seminar für vergleichende Literaturwissenschaft. Doch Kramers sprach bereits in seiner Begrüssungsansprache im neuen Institutsgebäude von einem «bird of passage». Allerdings dachte er eher an die Zuwachsrate der Bibliotheksbestände denn an die Studentenzahlen: In den Akten des Seminars sind für Mai 1970 6 Studierende im Hauptfach, 11 im Nebenfach sowie 22 Hörer verzeichnet.

Die Bibliotheksteile

Im neuen, wenig renovierten Seminargebäude blühten die Ostasienwissenschaften auf. Zunächst wurde der Bibliothekskredit massiv erhöht auf Fr. 27'500.- jährlich pro Bibliotheksteil. Aus dieser Zeit datiert nämlich die bis heute gültige Dreiteilung der Seminarbibliothek in einen chinesischsprachigen und einen japanischsprachigen Teil sowie einen «Abendländische Bibliothek» genannten Teil. Letztere beherbergt jene Bücher, welche sich in westlichen Sprachen mit China, Japan, Korea und Ostasien beschäftigen. Zum Aufbau einer Lehr- und Forschungsbibliothek auf über 40'000 Bände

trug auch ein grosszügiger Kredit des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung bei.

Die Abendländische Bibliothek wurde seit ihrer Gründung im Jahr 1964 von Frau Anne-Marie Werner (*1943) betreut, die mit einem Unterbruch von 1972 bis 1978 seit nunmehr dreissig Jahren diesen Bibliotheksteil leitet. Frau Werner war die erste ausgebildete Bibliothekarin an der Universität Zürich und hatte gleichzeitig im Englischen Seminar gearbeitet, ehe sie eine kleine Teilzeitstelle bei der Sinologie annahm. Später arbeitete sie auch in der Bibliothek des Seminars für vergleichende Literaturwissenschaft. Ausser der Stelle für Frau Werner wurden noch zwei Stellen für studentische Hilfskräfte für die Bibliothek («Studentenbibliotheksgehilfen») auf Stundenlohnbasis eingerichtet. Zu Beginn des Jahres 1978 trat Frau Elsbeth Hug (*1932) ihre Tätigkeit als Verwaltungsangestellte an, wobei sie sowohl Funktionen in der Abendländischen Bibliothek als auch im Sekretariat wahrnahm. Frau Hug unterstützte die Arbeit von Frau Werner und war wegen ihrer Hilfsbereitschaft bei den Studierenden sehr beliebt.

In der Chinesischen Bibliothek ist Frau Katharina Thölen-Hürsch (*1953) seit Oktober 1978 als amtsälteste Bibliothekarin tätig. Sie gewährleistet die Kontinuität der Bibliothek und wurde im Laufe ihrer Beschäftigung von verschiedenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unterstützt, darunter auch Assistierende der Sinologie; so z. B. Michael Egloff oder Roland Altenburger. Sie konnte auf die Vorarbeit verschiedener Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Seminars aufbauen, wobei hier besonders die Arbeit von Frau Liselotte Bühler-Minder (*1925) erwähnt sein soll, die im Zeitraum zwischen 1963 und 1971 als Bibliotheksangestellte arbeitete. Ein grosser Teil der handschriftlich abgefassten Karten des Zettelkatalogs wurde von Frau Bühler geschrieben. Frau Regula Trauffer (*1955) und Frau Rita Baldegger (*1965), beide mehrere Jahre für die chinesische Bibliothek tätig (1986–1989, bzw. 1992–1996), verliessen die Universität zugunsten freiberuflicher bzw. journalistischer Tätigkeiten im In- und Ausland. Frau Thölen-Hürsch lag es stets auch am Herzen, die chinesische Bibliothek in einen gesamteuropäischen Rahmen einzubetten, und so war und ist sie in ständigem Kontakt mit anderen sinologischen Bibliotheken Europas. Sie ist Gründungsmitglied des Europäischen Verbands sinologischer Bibliotheken EASL und seit 1996 Präsidentin des Verbandes, der dieses Jahr sein 20-jähriges Bestehen feiern wird.

Die japanische Bibliothek wird von Frau Mariko Adachi (*1947) seit dem 16. April 1975 betreut. Daneben bearbeitet sie auch Werke in koreanischer Sprache. Da es eine japanische Sinologie ebenso gibt wie eine chinesische Japanologie, ist die Koordination aller Bereiche der Bibliothek wichtig, und die Zusammenarbeit mit Frau Adachi war in den vergangenen 25 Jahren für die Sinologie von grossem Nutzen.

Was die Bestände der Bibliothek angeht, so erinnert sich Frau Werner, dass sie bei Antritt ihrer Stelle genau 100 Bücher in westlichen Sprachen vorgefunden hatte. Dem standen 200 Bücher in chinesischer Sprache gegenüber sowie eine wichtige chinesischesprachige Enzyklopädie, das *Gujin Tushu Jicheng*, mit einem Umfang von 1640

fadengebundenen Bändchen. Aus einer Bestandesaufnahme aus dem Jahr 1970 ist zu erfahren, dass sich die Bestände bereits wesentlich vergrössert hatten: Die chinesische Bibliothek umfasste 1890 Titel mit 23'000 Bänden, dazu 26 Periodika (12 davon auf Mikrofichen); die Abendländische Bibliothek bestand aus 1625 Titeln in 1830 Bänden sowie 47 Periodika zu den Themenbereichen China, Japan und Asien allgemein. Zwanzig Jahre später, im Jahre 1993, war die Sammlung der Abendländischen Bibliothek auf stattliche 18'000 Bände und 310 Zeitschriften angewachsen.

Auch ausserhalb des Ostasiatischen Seminars kam es in Zürich zu einer akademischen Beschäftigung mit Ostasien, und zwar in der Person von Frau Prof. Dr. Elsy Leuzinger (*1910) als Direktorin des Museums Rietberg und von Assistenzprofessor Dr. Paul Horsch (1925–1971), der von 1958 bis zu seinem Tod «Indologie mit besonderer Berücksichtigung der indischen Geistesgeschichte unter Einschluss des Tibetischen» an der Universität und am C. G. Jung-Institut lehrte. Auch waren die Bibliotheksteile des Ostasiatischen Seminars nicht die einzigen Quellen für Literatur zu Ostasien in Zürich. Kramers nannte in einem Bericht neben der Seminarbibliothek und der Zentralbibliothek die Bibliothek des Museums Rietberg, die Sammlung für Völkerkunde sowie das Schweizerische Sozialarchiv mit seiner kleinen Sammlung.

Neue Assistierende und Chinas Öffnung

Im März 1971 endete die Assistenz von Frau Dr. Ariane Rump. Ihr Nachfolger wurde Herr Dr. Jean-François Billeter (*1939). Er sollte Assistent am Seminar bleiben, bis er nach dem Wintersemester 1976/77 die Stelle eines «Chef de travaux» an der Universität Genf übernahm. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde er Inhaber des ersten Lehrstuhls für Sinologie an der Universität Genf. Kramers nahm im Wintersemester 1973/74 einen besoldeten Urlaub, in welchem er eine Reise nach China unternahm. In dieser Zeit vertrat ihn Prof. Tilemann Grimm (Universität Bochum). In der ersten Hälfte der Siebziger Jahre befand sich China noch nicht in der Phase der «Öffnungspolitik», sondern mitten in der Kulturrevolution. Trotzdem stand Studierenden aus Zürich seit dem Jahr 1974 die Volksrepublik China für einen Sprach- oder Studienaufenthalt offen (gesamtschweizerisch haben seither gegen 500 Personen von diesem Austausch profitiert). Da Chinareisen in dieser Zeit noch eine Seltenheit waren, erschien in der NZZ vom 11. Februar 1974 ein Bericht über Kramers' Reise nach China.

Ebenfalls im Jahre 1974 fand eine andere Reise nach China statt, nämlich diejenige des Bunderats und Aussenministers Pierre Graber. Diese Reise leitete unter anderem einen Dozentenaustausch ein. Im Oktober 1975 wurde von chinesischer Seite Assistenzprofessor Wang Zaiyuan (*1936) von der Nanjing Universität vorgeschlagen. Bereits Ende November 1975 unterrichtete er bis Herbst 1977 am Ostasiatischen Seminar modernes Chinesisch, wie auch Lektürekurse zur chinesischen Lyrik, an denen auch Kramers teilnahm.

Zu jener Zeit kamen auch neue Assistierende ans Seminar, die neue Themen und Interessenschwerpunkte mitbrachten: Ab dem 1. April 1973 arbeitete der deutsche

Staatsangehörige Dr. Rolf Homann (* 1941) für sechs Jahre als Assistent am Seminar. Mit seinen Kenntnissen des Daoismus konnte er den Studierenden in diesem wichtigen Bereich der Geistesgeschichte beratend zur Seite stehen. Nach seiner Assistenzzeit betreute er als Projektbearbeiter eines Nationalfondsprojekts den «Dritten Internationalen Kongress für Taoistische Studien», der vom 3. bis 6. September 1979 in Zürich und Unterägeri stattfand.

Weitere personelle Veränderungen stärkten den Mittelbau der Sinologie: Im August 1975 kam der Historiker Prof. Dr. Norbert Meienberger (* 1936) als Lehrbeauftragter und Assistent ans Seminar. Meienberger war vom Herbst 1972 an für zwei Jahre als Erster Botschaftssekretär und Kulturattaché der Schweizerischen Botschaft in Peking. Dem waren Studienaufenthalte in Leeds und Harvard vorausgegangen, aus denen eine Schrift resultierte, mit der er sich im Sommersemester 1975 habilitierte. Am 1. Januar 1976 wurde er zum Oberassistenten *ad personam* ernannt. Dies wurde möglich durch die Zusammenarbeit zwischen dem Historischen und dem Ostasiatischen Seminar, denn Meienberger sollte den Unterricht und Qualifikationsarbeiten in chinesischer Geschichte betreuen. Zugleich nahm er auch Lehraufträge an den Universitäten Basel und Bern wahr. Ausserdem folgte er während seiner Tätigkeit einer Reihe von Einladungen zu Gastvorlesungen und vertrat das Seminar an europäischen und internationalen Konferenzen.

Von April 1977 bis Ende 1979 arbeitete Frau Regula Hwang-Koller (* 1952) als Assistentin der Sinologie. Die Nachfolgerin Jean-François Billeter hatte Sinologie und Japanologie studiert und verband daher die beiden Abteilungen des Seminars. Ihre Stelle übernahm auf Beginn des Wintersemesters 1979/80 bis zum Wintersemester 1983/84 Herr Jörg Schumacher (* 1946). In dieser Zeit fiel ihm eine interessante Aufgabe zu: Er begleitete das Zürcher Tonhalle-Orchester vom 5.-18. Februar 1982 auf seiner China-Tournee. Noch während seiner Assistenzzeit wurde Schumacher auch Lehrbeauftragter an der Universität Genf.

Zu Beginn der 80er Jahre begann das Seminar räumlich abermals an Grenzen zu stossen. Speziell für die Bibliotheken wurde der Platz so eng, dass sie bereits 1981 nicht mehr ihren gesamten Bestand unter einem Dach halten konnten. Als erster Schritt wurden zwar neben den vier belegten Stockwerken noch das Dach- und das Kellergeschoss gemietet, so dass das Seminar sich nun über sechs Stockwerke verteilte, aber die Aufteilung der Bestände war unumgänglich. Ein Teil der Ostasienbibliothek konnte in den alten Bibliotheksräumen des Historischen Seminars am Hirschengraben ausgelagert werden. Später wurden noch Räume im Luftschuttkeller der Universität neben der Parkgarage zu Aussenstellen der Bibliotheken umfunktioniert. Dies veranlasste die Studierenden zu Bemerkungen über den hervorragenden Schutz der Ostasienwissenschaften in einem Katastrophenfall, vor allem aber wurde die Arbeit der Bibliothekarinnen erheblich erschwert.

Auch die Lehre hatte zusehends mit den beengten Platzverhältnissen zu kämpfen. Dies war schon früh ein Thema in der Mühlegasse, schrieb doch Prof. Kramers be-

reits 1970: «Ausser für die Anfänger, die im grösseren Seminarraum des Indogermanischen Seminars unterrichtet werden, ist [...] für die Studierenden genügend Platz vorhanden.» Doch mit der zweiten Hälfte der 80er Jahre, als sich China gegenüber der Welt langsam wieder öffnete, nahmen auch die Studierenden zu, und damit wurde der Platzmangel um so akuter.

Schliesslich wurde sogar der Raum für das Verwaltungspersonal zu eng. Die Stellen am Seminar waren kontinuierlich ausgebaut worden. Die Zahl der Assistenzen 1968 erst eine einzige Stelle, wurde 1969 auf 2 und 1975 schliesslich auf 3,5 erhöht. Eine ähnliche Zunahme war beim Verwaltungspersonal zu verzeichnen (1968: 0,33; 1969: 1,33; 1973: 1,5; 1975: 2,5). 1984 beschloss der Regierungsrat folgenden Stellenplan für das Seminar: 2 Verwaltungsangestellte/Kanzleisekretäre, 1 Büroverwaltungsangestellter und 3,5 Assistenzen (RRB 3698 vom 3.10.1984).

Die 80er Jahre

Im neuen Jahrzehnt sollte die Sinologie in Zürich auch international auf sich aufmerksam machen: vom 31. August bis 5. September 1980 fand in Zürich der 27. Congress of Chinese Studies mit 135 Teilnehmern statt, der von der European Association of Chinese Studies (EACS) ausgeschrieben worden war. Die Resultate erschienen unter dem Titel *China: Continuity and Change*.

Die erfolgreiche Lektorenarbeit von Frau Dr. Shang ging auf Beginn des Wintersemesters 1980 drei Jahre nach Erreichung der Altersgrenze zu Ende, und Frau Dr. Maria Yen (*1928) übernahm die Nachfolge. Diese hatte zwischen 1946 und 1950 an der National University of Peking Englische Literatur studiert. Nach 1950 floh sie nach Hongkong und wurde in der Folge staatenlos. Nach vielfältigen Tätigkeiten in Hongkong immatrikulierte sie sich am Romanum Scientiarum Sacrarum Institutum «Regina Mundi» (heute Teil der Gregorianischen Universität) in Rom. Im Anschluss an ein erneutes akademisches Engagement in Hongkong war sie ab 1970 als Dozentin für chinesische Philosophie am Gustav-Siewerth-Haus in Waldshut tätig. 1975 promovierte sie in Hamburg und unterrichtete dann Chinesisch an den Universitäten Frankfurt und Bonn. Frau Yen hatte das Lektorat bis zu ihrer Pensionierung im Oktober 1993 inne.

Von 1980 bis 1986 übernahm Frau Dr. Brigitte Kölla (*1952) eine Assistenz am Seminar. Sie hatte zuvor für kurze Zeit in der Bibliothek gearbeitet. Eine weitere Assistenz nahm Dr. Georg Zimmermann (*1946) ein, der sich von 1981 bis 1984 der Daoismus-Forschung widmete. Während Zimmermann nach Beendigung seiner Assistenzzeit das Seminar verliess, übernahm Frau Kölla im Juni 1989 – inzwischen promoviert – erneut eine Assistenz, welche bis Oktober 1993 dauerte. Anschliessend trat sie die Nachfolge von Frau Yen als Lektorin für modernes Chinesisch an. Seither hat sie den Chinesischunterricht entscheidend umstrukturiert und verändert. Besondere Erwähnung verdient die seit drei Jahren erfolgte Intensivierung des Sprachunterrichts im ersten Studienjahr, verbunden mit einem vierwöchigen Intensivkurs in den Frühlingferien, der von einer aus China stammenden Lehrperson durchgeführt wird.

Die Ära Kramers ging am 16. April 1984 zu Ende, nachdem er seinen Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen bekanntgegeben hatte. Während seines Wirkens an der Universität Zürich waren 15 Lizentiatsarbeiten, 6 Promotionen und 3 Habilitationen (Norbert Meienberger, Harro von Senger – später Professor für Sinologie an der Universität Freiburg i/B – und Robert H. Gassmann) entstanden. Zum selben Zeitpunkt erhielt Robert H. Gassmann die Venia Legendi für Sinologie an der Universität Zürich, der im Wintersemester 1983/84 Schumacher auf der Assistenz abgelöst hatte.

Am 16. April 1985 beschloss der Regierungsrat die Ernennung von PD Dr. Robert H. Gassmann zum Extraordinarius für Sinologie. Die dadurch freigewordene Assistenz wurde mit Michael Egloff (*1955) besetzt, der auch in der Bibliothek arbeitete und dabei die ersten Schritte zum Aufbau eines elektronischen Katalogs unternahm. Am 16. April 1950 war der Beschluss, für von Tschärner ein Extraordinariat einzurichten, in Kraft getreten. Nun, auf den Tag genau 35 Jahre später, und genau ein Jahr nach der Emeritierung von Kramers, hatte die Sinologie in Zürich ihren dritten Lehrstuhlinhaber. Die Antrittsvorlesung des neuen Fachvertreters fand am 12. Januar 1985 statt und trug den Titel «Sinologie, Chinakunde, Chinawissenschaft: Eine Standortbestimmung». Gassmann hatte ab Wintersemester 1966/67 an der Universität Zürich studiert, wenn die Sinologie auch anfänglich nicht im Zentrum seines Interesses gestanden hatte. Nach seinem Studium arbeitete er zunächst in der abendländischen und später in der chinesischen Bibliothek. Im Zeitraum von 1975–1980 wurde er im Rahmen eines vom Nationalfonds geförderten Projektes zur Erarbeitung eines Lehrmittels für antikes Chinesisch beschäftigt. Als Schüler des Zürcher Anglisten und Linguisten Prof. Ernst Leisi kam Gassmann in Kontakt mit neuen Theorien zur Beschreibung der Syntax einer Sprache, die er in seiner Dissertation über das Morphem *ye* in der antikchinesischen Grammatik fruchtbar einsetzte. In seiner Habilitation *Cheng ming: Richtigstellung der Bezeichnungen. Zu den Quellen eines Philosophems im antiken China. Ein Beitrag zur Konfuzius-Forschung* setzte er sich mit einem Schlüsselbegriff aus der Lehre dieses Philosophen auseinander.

Neben Gassmann übernahm in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre PD Dr. Norbert Meienberger, der 1983 zum Titularprofessor ernannt worden war, einen wichtigen Teil der Lehre, vor allem im Bereich des Grundstudiums. Auch hatte er auf das Sommersemester 1987 hin eine generelle Prüfungserlaubnis erhalten, so dass er Lizentiatsarbeiten betreuen und Prüfungsteile im Bereich der chinesischen Geschichte und des modernen China abnehmen konnte. Aus gesundheitlichen Gründen war Meienberger nach 1987 leider nicht immer in der Lage, seinen Unterricht abzuhalten. Im Jahr 1992 wurde er schliesslich krankheitsbedingt vorzeitig pensioniert. Aufgrund der knappen personellen Ressourcen in einer so kleinen Abteilung wie der Sinologie fiel sein Ausscheiden stark ins Gewicht. Die Stelle wurde wieder als Assistenz eingestuft, und auf den nunmehr zwei vollen Assistenzen kam es zu folgenden teilzeitlichen Besetzungen: Dr. Roland Altenburger (*1964), Frau Dr. Brigitte Kölla, Frau Christine Kühne (*1959) sowie Frau Myriam Girgis (*1962). Altenburger promovierte während seiner

Assistenzzeit (bis zum 30. September 1996) und ging danach als Associate Scholar an die Harvard University, um an einer Habilitation zu arbeiten.

Ein weiterer Assistent, der in den achtziger Jahren am Seminar arbeitete, war der gebürtige Taiwanese Lin Ching-Wen (* 1949), der seine Stelle im September 1986 antrat. Er war Sinologe und Musikwissenschaftler und brachte dadurch eine interessante neue Forschungsrichtung in die Zürcher Sinologie. Lin arbeitete sechs Jahre am Seminar, wovon eineinhalb Jahre in der Bibliothek. In den vier Jahren seiner Assistenz ereignete sich eine markante Veränderung in der Sinologie, nämlich jene, dass die Computer lernten, chinesisches zu schreiben. Lin hatte die Entwicklung chinesischer Software aufmerksam verfolgt und sich speziell mit Lösungen für spezifisch sinologische Probleme beschäftigt. Er knüpfte hierzu gute Kontakte zu deutschen Sinologen und Computerfachleuten, die dem Seminar bis heute zugute kommen. Auch seine Kontakte zu Taiwan waren von grossem Wert, vor allem anlässlich einer Reise nach Taiwan des Rektors der Universität, Herrn Prof. Dr. Hans Heinrich Schmid, der in Begleitung von Gassmann einer Einladung taiwanesischer Behörden im April 1993 folgte.

Seit dem Wechsel Frau Binzeggers ins Philosophische Seminar 1987 war das Sekretariat mehrfach neu besetzt worden. Erst 1990 kam wieder Ruhe ins Sekretariat, als am 1. April Frau Ruth Abdalla-Vontobel (* 1955) und am 21. Mai Frau Regula Bretscher-Lappert (* 1958) ihre Arbeit aufnahmen. Mit grossem Einsatz bewältigten sie die wachsenden administrativen Aufgaben des Seminars.

Am 3. April 1991 wurde Prof. Gassmann zum Ordinarius befördert (RRB Nr. 1118/1991). Zudem wurden in der ersten Hälfte der neunziger Jahre Assistenzstellen neu besetzt: Frau Myriam Girgis war als Assistentin von 1992 bis 1998, Frau Christine Kühne von 1993 bis 1998 tätig. Beide arbeiteten an einem Übersetzungsprojekt mit, dessen Gegenstand ein Roman aus dem 18. Jahrhundert mit dem Titel *Ru Lin Wai Shi* (Die inoffizielle Geschichte der Gelehrten) war.

Im Zeitraum von 1991 bis 1993 arbeitete Frau Prof. He Leshi von der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften in Beijing im Rahmen eines Projekts zur Erforschung der Sprache des chinesischen Geschichtswerkes *Zuo Zhuan* am Seminar. Dies wurde durch einen Forschungsbeitrag des Nationalfonds ermöglicht.

Das neue Seminargebäude an der Zürichbergstrasse

Da der damalige Rektor, Prof. Dr. Konrad Akert, die Raumsituation am Seminar als prekär einstufte, wurde 1985 die Suche nach einem neuen Domizil planerisch als erste Priorität behandelt. Nach Besichtigung einiger Objekte (eines davon in Oerlikon!) wurde schliesslich die Liegenschaft an der Zürichbergstrasse 4 dem Ostasiatischen Seminar zugeteilt. Nach intensiver Planung und einem langwierigen Umbau konnten im März 1992 die neuen Räumlichkeiten bezogen werden. Die offizielle Einweihung fand am 17. Dezember desselben Jahres statt.

Das Gebäude, 1845 errichtet, diente nach dem Erwerb durch den Kanton im Jahre 1931 verschiedenen Zwecken. Nach 1948/49 belegte das Biochemische Institut



Zürichbergstrasse 4: Sonnenbühl, Knaben- und Mädchen-Institut Stadlin (1846 – 1851).

einen Teil der Fläche, und nach 1961 waren Teile des heutigen Zahnärztlichen Instituts darin untergebracht. Der Weg des Ostasiatischen Seminars in sein neues Gebäude war lang, mühevoll und teuer. Wie der Baudirektor, Herr Regierungsrat Hans Hoffmann, zur Eröffnung schrieb, «wurde [das Gebäude] seit seinem Bestehen für verschiedenste Zwecke genutzt und jeweils entsprechend baulich angepasst. Diese verschiedenen Eingriffe führten zu einer Schwächung der Konstruktion. Im Zuge einer erneuten Anpassung im Jahre 1986 musste festgestellt werden, dass die Schäden nicht mehr mit Reparaturarbeiten zu beheben sind. Ein Abbruch mit nachfolgendem Neubau kam nicht in Frage, da es sich bei dem «Zum (oberen) Sonnenbühl» bezeichneten Gebäude um ein kunst- und kulturhistorisches Schutzobjekt von kantonaler Bedeutung handelt. [...] Das Umbauprojekt sah eine Auskernung vor.» Der Umbau wurde vom Zürcher Architekturbüro Tilla Theus und Partner geleitet und war im Vergleich zum Umbau der Liegenschaft Mühlegasse wesentlich kostspieliger.

Das Ostasiatische Seminar belegt gegenwärtig das Erdgeschoss und die beiden Galeriegeschosse sowie das 1. Obergeschoss des umgebauten Gebäudes. Im Untergeschoss ist die Bibliothek des Psychologischen Instituts und im Dachgeschoss eine Zweigstelle des Romanischen Seminars untergebracht. Wie bereits an der Mühlegasse ging auch hier mit dem Umzug eine Vergrößerung der Raumressourcen und eine Verbesserung der Infrastruktur einher. In der Bibliothek des neuen Gebäudes stehen den Studierenden nun genügend Leseplätze zur Verfügung. Die Arbeit der Angestellten ist erleichtert worden – die Bibliothekarinnen verfügen heute über eigene Büros – und auch in technischer Hinsicht ist das Gebäude den Anforderungen einer modernen Universität gewachsen, so z. B. was visuelle Hilfsmittel für den Unterricht oder die Vernetzung der Büros betrifft. Heute, acht Jahre nach dem Einzug ins gegenwärtige Gebäude, beweist die zunehmende Verknappung von Stellflächen in gewissen Bibliotheksteilen das ungebrochene Wachstum, und schon müssen Vorbereitungen für die Übernahme des Dach- und des Untergeschosses getroffen werden.



Zürichbergstrasse 4: Sonnenbühl, Wohnhaus (1851–1931).

Das neue Ostasiatische Seminar bleibt der aus der Mühlegasse stammenden Tradition offener Aussenbeziehungen verpflichtet. Im Februar 1994 wurde auf Initiative Gassmanns das erste «International Symposium on Ancient Chinese Grammar» durchgeführt, an dem rund 30 international anerkannte Spezialistinnen und Spezialisten zu Fragen der antikchinesischen Grammatik teilnahmen (vgl. in diesem Zusammenhang NZZ Nr. 63 vom 17. März 1994 mit einem Interview mit Prof. E. Pulleyblank von der University of British Columbia). Die Symposiumsbeiträge wurden in einem chinesischen Verlag publiziert. Das Symposium sollte fortan alle zwei Jahre stattfinden, jeweils mit einer Publikation der Beiträge. Die bisherigen Nachfolgeveranstaltungen fanden 1996 in Beijing und 1998 in Paris statt. Ferner fanden am Seminar die Konferenz der European Association of Sinological Librarians (EASL) 1996 und die kombinierte Veranstaltung Sinica-Tagung/Chinesisch & Computer-Workshop vom 7.–10. Oktober 1999 statt.

Veränderungen im Mittelbau

Nach dem Umzug des Ostasiatischen Seminars in die Liegenschaft an der Zürichbergstrasse 4 veränderte sich auch die Arbeits- und Studiensituation im Bereich der Sinologie. Herr Dr. Raoul D. Findeisen (*1958) begann seine Tätigkeit am Seminar als Assistent im Februar 1993, wurde im August 1993 vollzeitlicher Oberassistent im Rahmen der Nachwuchsförderung des Bundes. Aufbauend auf den Vorarbeiten von Altenburger und der früheren Lehrbeauftragten Frau Sandra Figini konnte Findeisen als Spezialist im Bereich der modernen Literatur vor allem die Grundausbildung in diesem Studienschwerpunkt neu gestalten. Ausserdem übernahm er die Betreuung fort-

geschrittener Studierender und begleitete Lizentiatsarbeiten in seinem Interessengebiet. Er arbeitete bis Ende September 1999 am Seminar, als er eine Lehrstuhlvertretung für den kurz zuvor verstorbenen Prof. Helmut Martin an der Ruhr-Universität Bochum übernahm. Der früher als Assistent am Seminar tätige Altenburger übernahm zwischenzeitlich seine Stelle.

Anfang November 1993 war die promovierte Germanistin und Sinologin Frau Dr. Qiuhua Hu-Hoffmann (* 1955) Nachfolgerin von Herrn Lin Ching-Wen geworden. Frau Hu, eine gebürtige Pekingerin, war Prof. Gassmann eine grosse Hilfe bei der Erarbeitung zuverlässiger elektronischer Texte aus dem antikchinesischen Korpus, und ihr breites sinologisches Wissen machte sie zu einer hoch geschätzten Mitarbeiterin und Ansprechperson für Studierende. Sie blieb sechs Jahre auf der Assistenz und arbeitet jetzt in der chinesischen Bibliothek.

Mitte der 90er Jahre konnte die Sinologische Abteilung mit Unterstützung der Universität die von Dr. Jean-Pierre Voiret zusammengetragene exquisite Sammlung von frühen westlichen Publikationen zu China erwerben. Die Sammlung ist aus Sicherheitsgründen und im Interesse der sachgerechten Aufbewahrung als Dauerdepot bei der Zentralbibliothek untergebracht. Im Jahr 1997 erhielt das Seminar ausserdem eine bedeutende Schenkung: Professor Kramers vermachte der Bibliothek seine Privatbibliothek, welche neben einer wertvollen Sammlung von Biblica aus seiner Zeit als Berater für die Niederländische Bibelgesellschaft auch eine stattliche Reihe von alten Editionen enthält.



Zürichbergstrasse 4: Ostasiatisches Seminar, seit 1992.

In den fünfzig Jahren seit ihrer Einführung als kleines Extraordinariat *ad personam* ist die Zürcher Sinologie kontinuierlich gewachsen. Heute verfügt die Abteilung Sinologie des Ostasiatischen Seminars neben dem Ordinariat über eine ausserplanmässige Oberassistentin, die mit dem literarwissenschaftlich arbeitenden Dr. Roland Altenburger besetzt ist, sowie über zwei planmässige Assistenzstellen mit vier Assistenten, nämlich Frau Barbara Nafzger (* 1961) mit kunstgeschichtlichen Interessen, Frau Kejian Cao-Zehnder (* 1948) mit sprachdidaktischen Interessen, Dr. Thomas Fröhlich (* 1966) mit neuzeitlichen politisch-philosophischen Interessen und Dr. Marc Winter (* 1967) mit Interessen im klassischen Bereich. Hinzu kommt Frau Dr. Brigitte Kölla als Lektorin für das moderne Chinesisch. In der chinesischen Bibliothek arbeiten Frau Katharina Thölen, Frau Chia-Hsun Wu sowie Frau Dr. Qiuhua Hu-Hoffmann, welche auch Lehraufträge wahrnimmt. Nicht am Seminar angestellt und doch unerlässlich für die Ausbildung der Studierenden sind zudem die Lehrbeauftragten, die hier aus Platzgründen nicht namentlich aufgeführt werden.

Die Sinologie an der Universität Zürich blickt auf fünfzig bewegte Jahre zurück, auf drei Institutsgebäude und auf die Führung durch drei Professoren. Eine grosse Zahl von Studierenden hat das Studium der Sinologie als Haupt- oder Nebenfach beendet und die «wissenschaftliche Chinakunde» ist aus der Universität nicht mehr wegzudenken. Was die Zukunft bringen wird, ist ungewiss, doch der beschlossene Ausbau der Sinologie mit einem zweiten Lehrstuhl stellt einen wichtigen Schritt für die notwendige Ausweitung von Forschung und Lehre dar.

Eduard Horst von Tscharner

(1901–1962)



Der Begründer der Sinologie an der Universität Zürich,
Eduard Horst von Tscharner.

Eduard Horst von Tscharners Weg zur Sinologie und zum ersten Lehrstuhl dieser Disziplin an einer Schweizer Universität war kein geradliniger. Er selber war so ehrlich, die Wahl seines Faches vor allem dem Faktor Zufall zuzuschreiben. Tatsächlich war die Wahl einer «orientalistischen» Disziplin für einen jungen Schweizer Gelehrten im frühen 20. Jahrhundert eine sehr ungewöhnliche, denn sie führte ihn zwangsläufig ins Ausland, an die Pariser Universitäten, da in der Schweiz keine derartige akademische Tradition existierte. Édouard Chavannes (1865–1918) und Paul Demiéville (1894–1979) gehörten zu den herausragenden Persönlichkeiten der französischen Sinologie, die übrigens beide familiäre Wurzeln in der Schweiz hatten. Eduard von Tscharner erwarb seine sinologische Bildung in Deutschland und Frankreich, kehrte dann aber in die Schweiz zurück, vom Wunsch beseelt, die Sinologie als Fach an einer Schweizer Universität zu begründen und zu etablieren.

Von Tscharner wurde am 4. April 1901 in Glarus als Sohn eines Arztes geboren. Zunächst sah es so aus, als würde er das Metier seines Vaters ergreifen, doch der Besuch des Gymnasiums in seiner Heimatstadt Bern weckte vor allem seine Vorliebe für die Literatur und die Philosophie. Also studierte er anschliessend Germanistik und Romanistik sowie andere geisteswissenschaftliche Fächer, zunächst an der Universität Bern, später auch in Genf und Heidelberg. Nachdem er 1924 in Bern das Staatsexamen abgelegt hatte, wollte er sein Studium bis zum Doktorat weiterführen. Dazu suchte er eine Unterrichtsstelle im Ausland.

Der «reine Zufall» wollte es, dass die amerikanische Yenching-Universität in Beijing ihn 1925 als Lektor für Deutsch und Französisch verpflichtete. In der Folge verbrachte von Tscharner fünf folgenreiche Jahre in der chinesischen Hauptstadt, zunächst als Lektor, ab 1928 sogar im Professorenrang, und zwar an den renommiertesten Universitäten des Landes: der Qinghua-Universität und der Universität Beijing. Während seines langen China-Aufenthaltes begann er die Sprache zu lernen und sich kulturelles Grundwissen anzueignen. Bei seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1930 entschloss er sich zur Aufnahme eines Sinologie-Studiums an der Universität Berlin bei Otto Franke (1863–1946). 1933 promovierte er mit der komparatistischen Arbeit *China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik* (publiziert 1934). Dass er anschliessend von der Preussischen Akademie der Wissenschaften eine erste akademische Auftragsarbeit bekam, nämlich die Herausgabe des «Mittelhochdeutschen Marco Polos» (1935), schrieb er der Themenwahl seiner Dissertation zu.

Nun strebte er eine wissenschaftliche Karriere und die Habilitation im Fach Sinologie an. Unter dem Eindruck der politischen Entwicklung in Deutschland, aber auch im Bewusstsein, die besten Lehrer des Faches aufsuchen zu wollen, begab er sich nach Paris und studierte zwei Semester bei Paul Demiéville und anderen führenden Vertretern der französischen Sinologie jener Zeit: Paul Pelliot (1878–1945), Henri Maspéro (1883–1945) und Marcel Granet (1884–1940). Als Thema seiner Habilitationsarbeit wählte er das Theater der Tang-Zeit («Les divertissements théâtraux à l'époque des T'ang»). Mit dieser Schrift habilitierte sich von Tschärner 1937 an der Universität Genf und kurz darauf auch an der Universität Bern. 1940 erreichte er die Umhabilitation von Genf nach Zürich, womit seine Bemühungen um die Einrichtung eines sinologischen Lehrstuhls an unserer Universität begannen. Ab dem Wintersemester 1940/41 vertrat von Tschärner als Privatdozent in Zürich das Fach Sinologie.

Von 1946 an beriet die Philosophische Fakultät I über die Einrichtung eines Extraordinariats für Sinologie und stellte 1947 einen entsprechenden Antrag. Nachdem von Tschärner 1949 zum Titularprofessor ernannt worden war, erfolgte per 16. April 1950 der Beschluss über ein *ad personam* für ihn eingerichtetes kleines Extraordinariat für «wissenschaftliche Chinakunde». Dieses entscheidende Ereignis vor fünfzig Jahren ist Anlass für das Jubiläum und für die vorliegende Broschüre. Für ein schmales Pflichtpensum von 2–4 Wochenstunden pro Semester bezog von Tschärner ein sehr bescheidenes Jahresgehalt. Es dauerte dann ein weiteres Jahrzehnt, bis 1960 seine Stellung mit einem normalen Extraordinariat *ad personam* aufgewertet wurde.

Leider war es Eduard von Tschärner kaum vergönnt, die Früchte seiner langjährigen Bemühungen um die akademische Institutionalisierung des Faches Sinologie in der Schweiz zu ernten. Er litt an Tuberkulose und musste bereits zwischen 1954 und 1958 seine Lehrtätigkeit unterbrechen und sich beurlauben lassen. Sein Leiden verschlimmerte sich 1961 wiederum und führte am 5. Mai 1962 zu seinem Tod. Seine Krankheit und sein früher Tod erklären unmittelbar den relativ geringen Umfang seines wissenschaftlichen Vermächtnisses. Nach seinen frühen Studien zum Theater wurde von den 40er Jahren an die daoistische Philosophie zu seinem bevorzugten Arbeitsgebiet. Seine Antrittsvorlesung an der Universität Zürich hielt er Anfang 1942 über «Die Ethik des Laotse». Auch in seiner Rede zum Antritt des Extraordinariats von 1951 befasste er sich mit daoistischer Philosophie. Vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs betonte er den pazifistischen Zug im Daoismus, was auf sein Verständnis der humanistischen Aufgabe des Faches verweist. Dass das Projekt einer Lao-Zi-Übersetzung (1954) Fragment blieb, war nicht nur der Krankheit, sondern auch seinen hohen Qualitätsansprüchen zuzuschreiben.

In einer Situation, in der die Asienfächer an den Schweizer Universitäten noch nicht institutionalisiert waren, suchte von Tschärner seine fachliche Isolation dadurch zu überwinden, dass er engen Umgang mit einem Kreis von «Amateur-Orientalisten» pflegte. Diese Privatforscher, Sammler und Mäzene waren teilweise durch die faschistische Vertreibung in die Schweiz gekommen und hatten ihre Sammlungen an

Büchern und Kunstgegenständen mitgebracht. Der wichtigste Vertreter dieser Gruppe war Bundesrichter Robert Fazy (1872–1956). Gemeinsam gründeten sie im Januar 1939 die «Schweizerische Gesellschaft der Freunde Ostasiatischer Kultur», wobei Fazy als Präsident und von Tschärner als Sekretär amtierten. Daraus wurde 1947 die «Schweizerische Gesellschaft für Asienkunde» (heute «Schweizerische Asiengesellschaft», s. Seite 52), und im gleichen Jahr wurde das frühere Vereinsbulletin durch die wissenschaftliche Zeitschrift *Asiatische Studien/Études asiatiques* ersetzt, die sich noch unter von Tschärners Mitherausgeberschaft zu einer international anerkannten orientalistischen Fachzeitschrift entwickelte.

Robert Paul Kramers

(*1920)

Im Werdegang von Robert P. Kramers spiegelt sich der enge Zusammenhang der Sinologie mit einer bedeutenden Tradition des westlichen Zugangs zu China, nämlich mit der christlichen Mission. Die erste ernsthafte Rezeption der chinesischen Kultur durch Europäer fand im Rahmen der jesuitischen Missionen seit dem späten 16. Jahrhundert statt. Schon damals setzte sich die Einsicht durch, dass eine erfolgreiche Vermittlung der eigenen (christlichen) Lehre nur auf der Grundlage einer profunden Kenntnis der anderen (chinesischen) Kultur stattfinden konnte. Zwar wurde nie ein chinesischer Kaiser zum Christentum bekehrt, aber nicht wenige Missionare verwandelten sich im Prozess der Vermittlung selbst zu veritablen chinesischen Gelehrten.

«Bob» Kramers wurde am 20. Januar 1920 in Konstantinopel (heute Istanbul) als Sohn des niederländischen Orientalisten Johannes Hendrik Kramers geboren. Sein Vater war damals im diplomatischen Dienst tätig, wurde später aber als Professor für Arabisch und Islamkunde an die Universität Leiden berufen. Der junge Kramers besuchte die Schulen also in Leiden, Holland, wo er 1938 das Studium an der Universität Leiden, dem traditionsreichen Zentrum orientalistischer Forschung und Lehre, aufnahm. Er entschied sich für das Studium der Sinologie im Hauptfach bei J. J. L. Duyvendak (1889–1954) und der Japanologie und Geographie in den Nebenfächern. Während der deutschen Besetzung, von 1940 bis 1944, konnte er sein Studium unter erschwerten Bedingungen fortsetzen. Nach dem Krieg (1946/47) zog es ihn für ein Jahr an die Universitäten Harvard (Cambridge/MA) und Columbia (New York City/NY), zwei wichtigen Zentren der amerikanischen Sinologie. In diesem Jahr begann Kramers intensiv an seiner Dissertation zu arbeiten. Unter dem Einfluss seines Lehrers Duyvendak hatte er sich der klassischen chinesischen Philologie zugewandt. Sein Hauptinteresse galt schon früh der bedeutendsten Lehre in der chinesischen Geistesgeschichte: dem Konfuzianismus. 1949 promovierte er – mit Auszeichnung – mit der Dissertation *K'ung Tzu Chia Yü. The School Sayings of Confucius* (publiziert 1950 bei E. J. Brill, Leiden). Der Gegenstand dieser Arbeit war eine offenbar aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammende bedeutende Kompilation von Dokumenten über Konfuzius und den frühen Konfuzianismus. Kramers verfasste eine ausführliche Einleitung dazu, in der er schlüssig den apokryphen Charakter des Werkes darlegte. Einen Teil davon präsentierte er ferner in einer philologisch bearbeiteten Übersetzung. Seine Dissertation ist bis heute die Standardreferenz zum betreffenden Werk geblieben, was als ein untrügliches Qualitätsmerkmal gelten darf.



Robert Paul Kramers, Vertreter der Sinologie in den Jahren 1964 – 1984.

Im Anschluss an sein Studium zog es den Dreissigjährigen für die nächsten rund fünfzehn Jahre in den Fernen Osten. Während dieser Zeit stand er primär im Dienste der Niederländischen Bibelgesellschaft, einer protestantischen Missionsorganisation. Da die 1949 gegründete Volksrepublik China jegliche Form von christlicher Mission auf ihrem Territorium untersagte, hatte sich diese Tätigkeit damals an die Peripherie der chinesischen Kultursphäre verlagert, nämlich nach Hong Kong, Taiwan und Südostasien. Zwischen 1950 und 1953 hielt sich Kramers im Auftrag der Niederländischen Bibelgesellschaft zunächst in Jakarta auf. Indonesien war erst Ende 1949 von der niederländischen Kolonialmacht in die Unabhängigkeit entlassen worden. Kramers kam durch seine Tätigkeit in engen Kontakt zu den protestantischen Gemeinden der chinesischen Bevölkerung in einigen städtischen Zentren Javas. Daneben konnte er eine breite sinologische Lehrtätigkeit an der Universität von Jakarta sowie an theologischen Bildungsinstitutionen entfalten.

1953 wurde er von der Niederländischen Bibelgesellschaft mit einer neuen Aufgabe betraut: in Hong Kong sollte er an der von Pfarrer Lü Chen-chung in Angriff genommenen neuen modernchinesischen Bibelübersetzung – direkt aus dem Griechischen und Hebräischen und mit einem kritischen Apparat erstellt – mitarbeiten. Kramers war bis 1964 mit der philologischen Unterstützung dieses langfristigen Projekts beschäftigt; die abgeschlossene Bibelübersetzung wurde 1970 in Hong Kong erstmals publiziert. Die Praxis der chinesischen Bibelübersetzung wurde dadurch auch zu einem Schwerpunkt seines Forschungsinteresses, wie sich etwa anhand seiner Beiträge in der Fachzeitschrift *The Bible Translator* (1954, 1956, 1963) sowie anhand

eines von ihm herausgegebenen Sammelbandes zu den Problemen der chinesischen Bibelübersetzung (1965 in Hong Kong in chinesischer Sprache publiziert) verfolgen lässt. Neben seiner philologischen Tätigkeit engagierte sich Kramers in Hong Kong für den Dialog zwischen den Religionen und Kulturen. Als tatkräftiger Sekretär des Christlichen Studienzentrums für chinesische Religion und Kultur veranstaltete er von 1958 bis 1961 Vorträge und Konferenzen, an denen er Christen mit Vertretern der diversen chinesischen Religionen – Konfuzianern, Daoisten, Buddhisten sowie Anhängern synkretistischer Sekten – zusammenbrachte. Ferner wirkte er als Herausgeber der Zeitschrift des Zentrums, *Quarterly Notes*, sowie von deren chinesischsprachigem Gegenstück, *Ching Feng*. Darin publizierte er zahlreiche Berichte und Dokumente zu den Aktivitäten des Studienzentrums. Sein breites religionsgeschichtliches Forschungsinteresse manifestierte sich in diesen Jahren in seiner Teilnahme an diversen akademischen Aktivitäten in anderen Teilen Asiens: Japan, Taiwan, Singapur, Indien und Ceylon. Während dieser Periode «angewandter» sinologischer Tätigkeit in Hong Kong eignete sich Kramers auch das Kantonesische an. Somit war er einer der wenigen damaligen Sinologen, die mit dieser wichtigen südchinesischen Sprache vertraut waren. Nach mehrjährigem Aufenthalt in den ehemaligen niederländischen Kolonien beherrschte er neben Chinesisch eine Vielzahl weiterer Sprachen.

In den frühen sechziger Jahren bereitete Kramers seine Rückkehr nach Europa und in den akademischen Bereich vor: er hielt Ausschau nach vakanten sinologischen Lehrstühlen in der «westlichen Welt». Als an der Universität Zürich die Fakultät nach dem frühzeitigen Hinschied Professor von Tscharners im Mai 1962 die Weiterführung des Faches Sinologie beschloss, bewarb sich Kramers. Im Mai 1963 stellte er sich mit einem Gastreferat zum Thema «Der Konfuzianismus als Religion» in Zürich vor. Seine Bewerbung wurde von A. F. P. Hulswé (1910–93), dem Nachfolger Duyvendaks auf dem Leidener Sinologie-Lehrstuhl, unterstützt. Kramers erhielt schliesslich den Ruf und wurde per 16.10.1964 als neuer Lehrstuhlinhaber eingesetzt. Seine Ernennung zum *planmässigen* Extraordinarius markierte den wichtigen Schritt zur definitiven Institutionalisierung der Sinologie an der Universität Zürich. Bereits 1967 wurde Kramers zum ordentlichen Professor befördert, nachdem er zuvor einen Ruf als Ordinarius an die Universität Hamburg abgelehnt hatte.

Die Wahl Kramers im Jahre 1964 wurde unter anderem mit seiner genauen Kenntnis des Hong Konger Buchmarktes sowie seinen engen Beziehungen zur Leidener Sinologie begründet: Qualitäten, die ihm beim Aufbau der Zürcher Sinologie von Nutzen sein würden. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Sinologie an der Universität Zürich in zwanzig Jahren zu einem anerkannten Hauptfach. Als Kramers sein Lehramt übernahm, belegte die damalige Sinologische Bibliothek (nun Sinologisches Seminar genannt) zwei Zimmer im Seminargebäude an der Florhofgasse. Kramers strebte den raschen Umzug in geeignetere, grössere Räumlichkeiten an, der 1969 mit dem Bezug des Seminars an der Mühlegasse 21 endlich Tatsache wurde. Zur bereits bestehenden Assistentenstelle kam 1974 eine Oberassistentenstelle hinzu; und die

1964 geschaffene Bibliothekarinnenstelle für die westlichsprachige Bibliothek wurde 1974 endlich durch eine Stelle für die chinesische Bibliothek ergänzt, denn Kramers hatte den bescheidenen Anfangsbestand an chinesischsprachigen Werken des Seminars mit Hilfe des Schweizerischen Nationalfonds massiv erweitern und systematisch aufbauen können. Den Sprachunterricht für Modernchinesisch lenkte Kramers in institutionalisierte und didaktisch dem Entwicklungsstand der Zeit angepasste Bahnen (Lektorat, Sprachlabor). Er selber entwickelte mit Hilfe seiner Lektorin einen Lehrgang für Modernes Chinesisch.

Bereits 1972, als die durch die Kulturrevolution (1966–76) ideologisch gleichgeschaltete und aussenpolitisch isolierte Volksrepublik China noch kaum Anzeichen der Öffnung erkennen liess, begann sich Kramers weitsichtig um die Anbahnung akademischer Kontakte zu bemühen. Das erste erfreuliche Resultat dieser Bemühungen war 1974 die Zulassung von vier Schweizer Studenten an die Universität Beijing, wo Kramers selber sich ebenfalls für drei Wochen als Gast aufhalten durfte. Dank seinen Bemühungen konnte auch ein chinesischer Dozent als Gastprofessor einige Semester an der Universität Zürich unterrichten. Aufgrund seiner guten internationalen Kontakte gehörte Kramers 1978 zu den Gründungsmitgliedern der *European Association for Chinese Studies*, deren Konferenz er 1980 in Zürich organisierte. In den siebziger Jahren beteiligte er sich auch an internationalen Arbeitsgruppen, z. B. zum Thema «Christentum und China». Zur Förderung des schweizerischen Asienverständnisses trug er bei, indem er der Schweizerischen Gesellschaft für Asienkunde zehn Jahre lang (1973–83) als Präsident vorstand. Von 1970 bis 1985 war er zudem Mitherausgeber der *Asiatischen Studien/Études asiatiques*. Zum Dank für seine Dienste wurde ihm der Band XXXIX.1–2 gewidmet. Im Wintersemester 1983/84 wurde Robert P. Kramers unter gleichzeitiger Ernennung zum Honorarprofessor emeritiert. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Holland, wo er seine Pensionszeit damit verbringt, weitere wissenschaftliche Artikel und Rezensionen zu veröffentlichen.

Robert P. Kramers Interesse in Forschung und Lehre galt der chinesischen Philosophie- und Religionsgeschichte. Angesichts der ideologischen Neuinterpretation klassischer Philosophie und der Religionsfeindlichkeit in der Volksrepublik China (zumindest bis zum Ende der siebziger Jahre) war er ein aufmerksamer Beobachter der wechselhaften Rezeption dieses geistigen Erbes in China selber. So publizierte er 1968 den vielbeachteten Artikel «Die Laotzu-Diskussion in der Volksrepublik» (*Asiatische Studien* XXII: 31–65). Sein besonderes Interesse galt aber weiterhin seinem angestammten Forschungsgebiet, dem Konfuzianismus, dessen religiöse Dimension er stets betonte («Der Konfuzianismus als Religion», *Asiatische Studien* XVIII/XIX [1965]: 31–65). Seine Monographie *Konfuzius, Chinas entthronter Heiliger?* (Bern: Peter Lang, 1979) entstand als Versuch einer Richtigstellung und Antwort auf die grotesken ideologischen Verzerrungen des Konfuzius-Bildes der chinesischen Kampagnenpropaganda, deren Zeuge er anlässlich seiner China-Reise von 1974 geworden war. Seine differenzierte Darstellung des historischen und legendären Konfuzius sowie von des-

sen Lehre hat an Gültigkeit nichts verloren – ganz im Gegensatz zu den seltsamen Blüten der damaligen Anti-Konfuzius-Propaganda, die heute nurmehr eine Episode der jüngeren Geschichte dokumentieren. Seine fachliche Autorität in der Konfuzianismus-Forschung hat Kramers durch seinen Beitrag über den Han-zeitlichen Konfuzianismus im ersten Band von *The Cambridge History of China* (1986) unterstrichen.

Ein Bereich, der Robert P. Kramers ganz besonders am Herzen liegt und auch fest in seiner Biographie verankert ist, ist der Dialog zwischen den Religionen, zu welchem er als Kenner der christlichen Lehre wie auch des Konfuzianismus gleichsam prädestiniert war. Diesen Dialog praktizierte er in seiner eigenen Forschung durch den Vergleich von Aspekten des Christentums mit deren hypothetischen Entsprechungen im Konfuzianismus. So stand seine Antrittsvorlesung 1965 denn auch unter dem Titel «Der vollkommene Mensch in konfuzianischer und in christlicher Sicht». Kramers gilt als ein hervorragender Kenner der Geschichte des Christentums in China und im Speziellen der Geschichte der christlichen China-Mission vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (siehe seinen Beitrag «China» in *Theologische Realenzyklopädie* [1981] oder seine einschlägigen Artikel im *China Handbuch* [1974]). Seine Rolle als Vermittler zwischen den Kulturen und Religionen macht Robert P. Kramers zu einem bedeutenden Sino-logen des 20. Jahrhunderts mit einer Wirkung weit über seinen Fachbereich hinaus.

Kurioses und Anekdotisches aus dem Seminaralltag

Im Verlauf der vergangenen 50 Jahre haben sich am Ostasiatischen Seminar kleinere und grössere Dinge ereignet, die zwar nicht in die «offizielle» Geschichtsschreibung eines Seminars gehören, die aber doch einen Eindruck zu geben vermögen von Freuden und Nöten der täglichen Arbeit in der Universität.

Lehrstuhl-Sponsoring in den 40er Jahren

Das kleine Extraordinariat für «Wissenschaftliche Chinakunde», welches von Tschärner 1940 antrat, wurde in seinen Anfängen offenbar durch Subventionen aus der Wirtschaft mitfinanziert. Die Schweizerische Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kultur, bemühte sich damals recht erfolgreich um Beiträge namentlich der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft. Im Juni 1940 waren bereits Fr. 3450.- (Zielsumme: Fr. 4000.-) zusammengetragen – ein erstaunlicher Betrag in Anbetracht der damaligen unsicheren internationale Lage. Auch in späteren Jahren flossen regelmässig Beiträge an die «Sinologische Dozentur», so etwa von der Firma Gebr. Volkart, Winterthur, deren Inhaber die Gebrüder Reinhart, die bekannten Kunstmäzene, waren.

Unterricht während den Kriegsjahren

Während der Kriegsjahre wurde das Hauptgebäude der Universität abends jeweils um 18 Uhr geschlossen, um Licht- und Heizungsenergie zu sparen. Aus den Jahren 1941/42 ist uns ein damit in Zusammenhang stehender Briefwechsel des Privatdozenten von Tschärner mit dem Rektorat überliefert. Für das Wintersemester 1941/42 suchte er um die Bewilligung nach, auch nach 18 Uhr im Kollegiengebäude noch eine Veranstaltung abhalten zu dürfen. In diesen Jahren gehörten nämlich zu seinen Kursteilnehmern drei «Nervenärzte» der «Anstalt für Epileptische», die von Tschärners Vorlesung «Chinesische Lektüre» belegen wollten, dies jedoch nur am Feierabend tun konnten. Montags 19 – 20 Uhr war die einzige Zeit, die allen Interessenten passte. Die Abhaltung des Kurses zu dieser ausserordentlichen Zeit wurde von Tschärner noch bewilligt; für das Sommersemester erhielt er die Erlaubnis «ausnahmsweise und zum letzten Mal». Als er im Wintersemester 1942 den betreffenden Kurs «eigenmächtig» ins Studentenheim der ETH verlegte, wurde er vom Rektor für diesen Verstoss gegen die Vorlesungsordnung gerügt. Nachdem sich die drei Ärzte an den Rektor gewandt hatten, wurde von Tschärner aber bis auf weiteres die Fortsetzung des Kurses am neuen Ort erlaubt.

Eine Unterkunft für die chinesische Seminarbibliothek

In den frühen 40er Jahren hatte das Kunstwissenschaftliche Seminar gerade neue Räumlichkeiten beziehen können. PD von Tschanner, der damals noch auf keinerlei universitäre Räumlichkeiten Anspruch erheben konnte, klopfte darauf beim Kollegen aus der Kunstgeschichte, Prof. G. Jedlicka, an mit der Bitte, seiner «kleinen chinesischen Seminarbibliothek» möge im Kunstwissenschaftlichen Seminar «Unterkunft gewährt» werden. Er schränkte ein, dass nur ihm selber und seinen immatrikulierten Studenten daselbst die Benutzung der aufgestellten Werke zu gestatten sei. Ferner versicherte er, dass er «nach dem Schluss des Sommersemesters 1943 keinen Anspruch auf eine Verlängerung dieser Gastfreundlichkeit erheben werde». Prompt wurde von Tschanner auf den genannten Termin hin wieder aus dem Kunstwissenschaftlichen Seminar hinauskomplimentiert, damit der Kollege Jedlicka wieder frei über seinen «ganzen Seminarraum verfügen» konnte.

Eine Tischlampe

Prof. von Tschanner beantragte im Jahre 1952 für die neu eingerichtete Sinologische Bibliothek zusätzliches Mobiliar. In einem anderen Antrag hatte er schon eine Tischlampe beantragt. Die Baudirektion nahm dazu wie folgt Stellung: «Im Einvernehmen mit Prof. von Tschanner teilen wir Ihnen mit, dass wir mit diesem Vorschlage einverstanden sind. Wir bitten Sie, die vorgesehenen Neuanschaffungen im Gesamtbetrage von Fr. 3000.– in Auftrag zu geben. Prof. von Tschanner hat noch den Wunsch nach einer Tischlampe geäußert. Wenn ihm eine solche aus vorhandenen Beständen überlassen werden könnte, so bitten wir Sie, diesem Wunsche zu entsprechen. Im anderen Falle wird er selbst für diese Tischlampe besorgt sein.»

Besondere Stühle

Als chinesische Bücher noch ca. Fr. –.50 pro Stück kosteten, bestellte Prof. Kramers ein bis zweimal im Jahr Bücher im Wert von Fr. 6000.–. Da es nicht möglich war, alle diese Bücher sofort zu bearbeiten, wurden sie in den beiden Zimmern des Seminars an der Florhofgasse 11 auf dem Boden gestapelt. Bald war zuwenig Platz für Stühle vorhanden, und die Angestellten wie auch die Studenten benutzten die Bücherstapel als Sitzgelegenheiten. Diese «doppelte» Belastung strapazierte allmählich die Tragfähigkeit der Böden, und auch deswegen begann die Suche nach einem neuen Domizil.

Unkonventionelle Lösungen für Raumprobleme

Schon Prof. von Tschanner hatte seine Mühe mit der Ausstattung des Seminars an der Florhofgasse. Im Jahr 1965, kurz nach seinem Amtsantritt, schrieb auch Prof. Kramers in gleicher Sache unter Beilegung eines Planes: «In Verbindung mit dem schon angefangenen Ausbau der sinologischen Bibliothek wird die Frage des Bibliotheksraums bald akut werden. Auch ist das Interesse für chinesische Studien grösser als erwartet

wurde, und es gibt demzufolge für gewisse Anfangskurse im Seminar kaum genügend Platz. Zur unmittelbaren Lösung dieser zwei Probleme unterbreite ich folgenden Plan für den Ausbau des Seminars, [...] 1. Erhöhung der bestehenden Büchergestelle bzw. Ersetzung dieser Büchergestelle durch höhere. [...] 3. Aufstellung eines Zeitschriftengestells anstelle der Kleiderhaken (welche auf der Innenseite der Tür montiert werden können). 4. Anbringung eines Schwarzen Bretts im ersten Raum, [...] 5. Aufstellung eines längeren Tisches für mindestens 12 Personen, bzw. Verlängerung des bestehenden Tisches mittels eines Verlängerungsstückes. Dabei soll untersucht werden, ob die jetzt bestehende Linoleumdecke inmitten des Raumes genügt, oder [ob] eine andere Lösung für die Bedeckung des Fussbodens (Spannteppich) erwünscht sei.» Im selben Schreiben schlägt Prof. Kramers auch unkonventionellere Lösungen vor: «Zur weiteren Lösung der Bibliotheksraumsfrage wäre es erwünscht, die Möglichkeit zu untersuchen zur Herstellung eines Büchermagazins im Florhof ausserhalb der beiden Räume des Sinologischen Seminars (ich denke an einen Teil des zwar schönen, aber unbenutzten Portalraums im ersten Stock, oder vielleicht eine der zwei recht stattlichen Toiletten; weiter gibt es vielleicht noch andere Möglichkeiten, mir unbekannt).»

Unkonventionelle Fütterung

Aus der Mühlegasse ist ein Fall von aussergewöhnlicher Tierliebe dokumentiert. Eines Tages brachte die Bibliothekarin der abendländischen Bibliothek eine drei Tage alte Amsel, die als einzige im Nest überlebt hatte, ins Seminar. Dieser Vogel musste stündlich gefüttert werden und konnte deshalb nicht zu Hause gelassen werden. Da selbiger im Sekretariat nicht willkommen war, wurde sein Nest im Dozentenbüro parkiert. Erst nach drei Tagen bemerkten Prof. Kramers und Prof. Ouwehand, dass hier ja ein Vogel war, worauf sie, wenn sie anwesend waren, die Aufgabe übernahmen, «Hugo» mit zerschnittenen Würmern und getrockneten Fliegen zu füttern.

Curriculare Fütterung

Der unbestreitbare Zusammenhang zwischen Essen und Wissenschaft wird in der Person der langjährigen Lektorin, Frau Dr. Shang, deutlich. Sie hatte in der Zeit vor ihrem Lektorat ein Restaurant in New York geleitet und schrieb nach ihrer Pensionierung hin und wieder für die Kolumne «Gastrokritik» der NZZ. Sie war nämlich der festen Überzeugung, dass zur Ausbildung der Studierenden auch Praktika im chinesischen Essen und im Spielen von Mah-Jongg gehörten. Sie lud daher regelmässig Absolventinnen und Absolventen des Sprachkurses zu sich ein, um in ihnen die wahre Gaumen- und Spielfreude zu wecken.

Vom Umgang der Erziehungsdirektion mit dem Seminar

Ein Assistent des Seminars war drei Jahre zuvor umgezogen, und ein Schreiben der Erziehungsdirektion konnte daher nicht zugestellt werden. Etwas verärgert verlangte die Erziehungsdirektion nach der neuen Adresse. Der Assistent machte darauf in sei-

ner schriftlichen Antwort folgende Bemerkung: «Ich erlaube mir, Sie in diesem Zusammenhang auf eine regelmässige Publikation der Universitätsbehörden hinzuweisen, wo diese gleichen Angaben nunmehr zum 5. Mal nachgedruckt wurden. Die Publikation heisst «Verzeichnis der Vorlesungen, Behörden, Dozenten und Institute.» Der Sekretär des Erziehungsdirektors schrieb daraufhin an den Seminarvorsteher, Prof. Ouwehand, unter Beilegung einer Kopie des Briefes dieses Assistenten: «Dieser hielt es für nötig, uns den beiliegenden, nicht besonders geistreichen Brief zuzustellen, wogegen wir uns verwahren müssen. Wir ersuchen Sie, die Ihnen richtig erscheinenden Massnahmen zu ergreifen; vor allem darf es nicht vorkommen, dass uns falsche Personalangaben übermittelt werden.» Ouwehand antwortete der Behörde, dass es bei der Adresse eine Verwechslung gegeben habe, und er entschuldigte sich dafür. Zum Schreiben des Assistenten meinte er: «Die Reaktion [...] hat tatsächlich die Normen des Anstandes, die man auch von einem Assistenten erwarten dürfte, unbeachtet gelassen. Herr Kollege Kramers und ich werden dies Herrn [...] auf geeignete Weise mitteilen».

Vom Umgang mit dem Schwindel

Im neuen Seminargebäude an der Zürichbergstrasse sind die Büchergestelle der Bibliothek auf einem Gitterrost montiert. Dieser stellte am Anfang für viele ein «schwindel-erregendes» Problem dar, denn die heute installierten «Teppichwege» waren ursprünglich nicht vorgesehen. Erst deren Einbau erlaubte schwindelanfälligen Benutzerinnen



Zürichbergstrasse 4: Innenaufnahme – die berühmten Gitterroste.

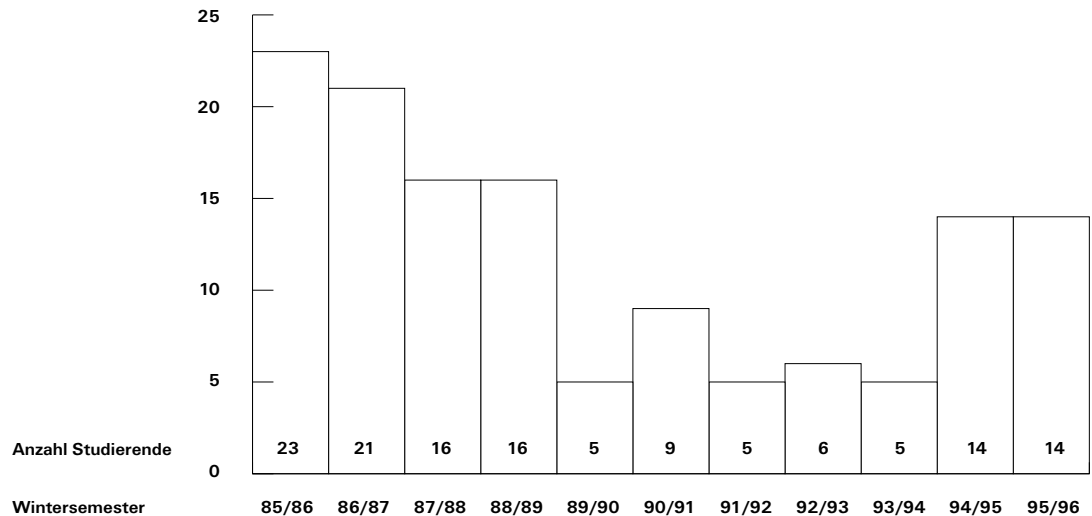
und Benutzern der Bibliothek, sich freier zu bewegen, ohne sich an den Geländern festklammern zu müssen. Das weisse Laken, welches bis heute am Geländer des Gitters beim Zettelkatalog der Abendländischen Bibliothek festgebunden ist, ist ebenfalls als Blende gegen den Schwindel gedacht. Willkommen war der Gitterrost bei gewissen Leuten nur zur Regenzeit, denn dann wurden die nassen Schirme in die praktischen Lücken gespiesst.

Menschliche Käfighaltung?

Eine Mitarbeiterin, die an der Mühlegasse während 14 Jahren das Zurückstellen ausgeliehener Bücher der Abendländischen Bibliothek besorgte, sah sich nach dem Umzug an die Zürichbergstrasse ausser Stande, dies weiter zu tun. Ihre Knöchel schwellen durch das längere Stehen auf den harten Kanten der Gitterroste an und schmerzten sehr. Das Wort von der «Käfighaltung» machte deshalb die Runde. Da die an vielbegangenen Stellen als Notlösung ausgelegten Teppichreste verschiedener Farben und Formen der Architektin deutlich weniger passten als der Gedanke an die Ästhetik störende «Teppichwege», und da von Sozial- und Gesundheitsbehörden Verständnis für die Geplagten signalisiert worden war, kam es schliesslich zu den heutigen grauen Gehwegen – mit erfreulichen Konsequenzen für schwellende Knöchel und schwindelnde Benutzer.

Sinologie und Weltpolitik

Geisteswissenschaftliche Fächer gelten allgemein als apolitisch, und ihr Schicksal ist (war?) von politischen Vorgängen wenig beeinflusst. Nicht so die Sinologie, die meist sehr empfindlich auf weltpolitische Ereignisse aus dem ostasiatischen Raum reagiert. Deutlich ist dies an der Entwicklung der Erstsemestrigenzahlen (Hauptfach) im Zeitraum 1985 bis 1995 zu sehen, in der sich die Unruhen in China (1989) spiegeln:



Eine kurze Geschichte der Schweizerischen Asiengesellschaft

Die heutige Schweizerische Asiengesellschaft, Nachfolgerin der *Schweizerischen Gesellschaft für Asienkunde*, ist nicht nur in vielfältiger Weise mit dem Schicksal des Ostasiatischen Seminars verbunden, sie ist mit ihrer Zeitschrift *Asiatische Studien – Etudes Asiatiques* eine zentrale Institution der Asienwissenschaften insgesamt in der Schweiz. Zum heutigen Jubiläumsanlass gehört also auch ein kurzer Blick in die Geschichte der *Asiengesellschaft*.

Im Nachruf auf Robert Fazy (1872–1956), den Eduard Horst von Tscharnner verfasste, wurde die Entstehung der Gesellschaft mit den folgenden Worten beschrieben:

Es mag für die Verhältnisse in der schweizerischen Orientalistik zu jener Zeit bezeichnend sein, dass ich erst 1936 oder 1937, und zwar dank Paul Pelliot in Paris, auf Robert Fazy, seine bedeutende asienkundliche Bibliothek und seine eifrige Beschäftigung mit der Welt des Ostens aufmerksam wurde. Bald suchte ich Fazy in Lausanne auf, wo er mich mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit und seinem unvergesslichen Lächeln empfing, daheim in seiner prächtigen Bibliothek (diese wurde später der Bibliothèque Cantonale et Universitaire in Lausanne vermacht; die Verf.). Aus dieser Begegnung entspann sich eine Freundschaft und eine Zusammenarbeit, die bis Fazys Ende kaum abnahmen. 1938 erwogen wir die Gründung einer schweizerischen Gesellschaft, welche Orientalisten und Freunde der asiatischen Kulturen – vorerst der Kulturwelt, die von Indien bis nach Japan reicht – vereinigen und die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Kulturen in der Schweiz fördern sollte, und im Januar 1939 trat die Schweizerische Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kultur ins Leben. (AS 1956, S.7)

Die neue Gesellschaft entwickelte sich rasch. Als die Gründer im März/April 1939 eine Einladung zum Beitritt aussandten, meldeten sich innerhalb zweier Monate hundertfünfzig «Verehrer der ostasiatischen Kulturen». Eine rege Vortragstätigkeit entfaltete sich, und es folgte früh schon die Herausgabe der *Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kultur (Bulletin de la Société Suisse des Amis de l'Extrême-Orient)*. Ende November 1940 zeichnete sich bereits eine der zentralen Aufgaben der Gesellschaft ab, die im ersten Jahresbericht vom Sekretär von Tscharnner wie folgt beschrieben wurde:

Die Einstellung des Grundstocks einer Gesellschafts-Bibliothek an der Universität Zürich (in der Sammlung für Völkerkunde; die Verf.) steht im Zusammenhang mit dem ersten Ergebnis einer unserer grösseren Bestrebungen: unserem Ziel gemäss, die Pflege der Ostasienkunde an den schweizerischen Universitäten zu stützen und zu fördern, haben sich einige Mitglieder des Vorstandes, namentlich unser Präsident (d.i. Robert Fazy; die Verf.) sowie die Herren P. Alther, Generaldirektor der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft, und Georg Reinhart, erfolgreich darum bemüht, eine Subvention zusammenzubringen, die es Pd. Dr. v. Tschärner gestattete, seine sinologische Lehrtätigkeit von der Universität Genf an die Universität Zürich zu verlegen, ohne zwar seine gleichzeitige Lehrtätigkeit an der Universität Bern aufzugeben, sodass Zürich nun auch akademisch zum natürlichen Vorort unserer Gesellschaft geworden ist.

Schliesslich erscheint uns unser höchstes konkretes Ziel, die Schaffung eines schweizerischen Ostasien-Instituts als unser Zentrum der Forschung, des Studiums und der Vermittlung und als Ort, wo Sammlungen ostasiatischer Kunst die geeignetste Aufnahme fänden, trotz der schwierigen und unberechenbaren Zeiten immer etwas deutlicher und näher. (*MSGFOK* 1940, S. 67)

Es sollten noch zehn Jahre vergehen, bis eine *ad personam* Anstellung an der Universität Wirklichkeit wurde, und es sollte bis ins Jahr 1964 dauern, bis die Sinologie mit einer im Stellenplan verankerten Professur ein festes Fundament bekam.

1947 wurde die Gesellschaft umbenannt und hiess fortan *Schweizerische Gesellschaft für Asienkunde* bzw. *Société suisse d'études asiatiques*. Sie wurde bald Mitgliedgesellschaft der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW). Gleichzeitig wurden die *Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde ostasiatischer Kultur* (*Bulletin de la Société Suisse des Amis de l'Extrême-Orient*) von der wissenschaftlichen Zeitschrift *Asiatische Studien—Etudes Asiatiques* abgelöst. Diese erschien bis 1991 in der Regel in zwei halbjährlichen Nummern; seither wird sie in vier vierteljährlichen Nummern publiziert, wobei drei Nummern jeweils einem asiatischen Kulturkreis zugeordnet sind (dem islamischen, indischen, chinesischen und japanischen), während die vierte Nummer Asien allgemein oder einem Spezialthema gewidmet ist (z. B. Korea, Ethnologie usw.). Die Auflage im nunmehr 54. Jahrgang beträgt ca. 600 Exemplare.

Die Liste der Präsidenten und Redaktoren bzw. Herausgeber der Zeitschrift liest sich wie ein *Who's Who?* der schweizerischen Orientalistik der vergangenen sechzig Jahre, und einer Reihe dieser Persönlichkeiten sind zu besonderen Anlässen Nummern der *Asiatischen Studien* ehrend gewidmet worden. Die Präsidenten waren: der Lausanner Robert Fazy (Amtszeit von 1939–1947), der Zürcher Sinologe Horst Eduard von Tschärner (1947–1962), der Lausanner Indologe Constantin Regamey (1962–1971, interimsmässig nochmals von 1972–1973), der Zürcher Indologe Paul Horsch († 1971), der Zürcher Sinologe Robert P. Kramers (1973–1983), die Zürcher Koreani-

stin Martina Deuchler (1983–1989), der Zürcher Japanologe Cornelius Ouwehand (1989), der Berner Islamwissenschaftler J. Christoph Bürgel (1990–1991), der Zürcher Sinologe Robert H. Gassmann (1991–1996) und der Zürcher Japanologe Eduard Klopfenstein (1996–). Seit 1973 beherbergt das Ostasiatische Seminar das Präsidium der Gesellschaft, das Sekretariat und die Schriftleitung. Unter den Redaktoren finden sich neben den aufgezählten Präsidenten noch Namen wie Heinz Zimmermann, Jacques May (beide Indologie), Dietrich Seckel (Kunstgeschichte Ostasiens), Fritz Meier (Islamwissenschaft) und Helmut Brinker (Kunstgeschichte Ostasiens).

1978 initiierte die Gesellschaft unter dem Titel *Schweizer Asiatische Studien* bzw. *Etudes Asiatiques Suisses* zwei erfolgreiche Publikationsreihen, eine für Monographien (d.s. in der Regel ausgereifte wissenschaftliche Leistungen) und eine für sogenannte Studienhefte (z. B. für ausgezeichneten Lizentiatsarbeiten oder für populäres Darstellungen). Bis heute sind bei den Studienheften 15, bei den Monographien an die 40 Titel erschienen, darunter viele Arbeiten in der Schweiz tätiger und etablierter Wissenschaftler und des wissenschaftlichen Nachwuchses.

1991 gab sich die Gesellschaft neue Statuten und den heutigen Namen, *Schweizerische Asiengesellschaft* bzw. *Société Suisse-Asie*. Die Mitgliedschaft steht allen interessierten Personen offen. Die Asienwissenschaften der Schweiz haben in vielfältiger Weise von der Gesellschaft profitiert: in ihrem Zeitschriftenbestand durch die vielen Austauschabonnemente, Kontakte mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen durch die Redaktionstätigkeit, bei der Organisation und Finanzierung von Vorträgen, bei der Publikation von Aufsätzen und von grösseren wissenschaftlichen Werken. Es ist zu hoffen, dass dieses Standbein der Asienwissenschaften sich weiterhin guter Gesundheit erfreuen kann und dass sie ihrer grossen Bestrebung, nämlich «die Pflege der Ostasienkunde an den schweizerischen Universitäten zu stützen und zu fördern» auch in Zukunft nachgehen kann.

A.

Arbeiten im Fachbereich Sinologie

1. Lizentiatsarbeiten

Robert H. Gassmann. Die generative Syntax: Eine Einführung mit Kommentaren und Materialien zur Wortklassendiskussion im Chinesischen. 1974

Gregor Alfred Stoecklin. Studie zur Xun Zi-Rezeption in der VR China. 1974

Geneviève Barman. L'histoire du Japon, Jih-pen Kuochih, de Huang Tsun-hsien. 1974

Georg Zimmermann. Qing-jing-jing. 1976

Werner Niffeler. Zur Wirkungsgeschichte des Chuang-tzu. (Kuo Hsiang und seine Zeit am Beispiel des Kap. 22 des Chuang-tzu.) 1979

Franziska Ballmer. Dun-tian, Zhan-tian und Jun-tian; drei Agrarordnungen in China zwischen dem dritten und dem sechsten Jahrhundert. 1979

Isabelle Schneider. Die Literatur Taiwans zwischen Nostalgie und neuem Realismus. 1979

Brigitte Kölla. Der Sketch. 1979

Pierre V. Brun. Über den Bürokratismus in der Volksrepublik China am Beispiel der Kurzgeschichte «Interne Neuigkeiten» von Liu Binyan. 1980

Rolf Lenz. Untersuchung der Kritik an Konfuzius während der «pilin pikong» Kampagne. 1980

Katharina Thölen-Hürsch. Ling Shu-hua und der Aufbruch ins neue China. Leben und Werk zwischen Welten. 1980

Ida Bucher. «Vier oder fünf Modernisierungen»? Literatur in China nach der Ära Mao Zedong. 1981

Michael Egloff. Reden von Chu. 1981

Sandra Figini. Die Entwicklung feministischen Gedankenguts in China vom Ende der Qing-Zeit bis in die Viert-Mai-Periode. 1982

Manfred Papst. Der Jadehumpen. Chinesische Gedichte in deutschen Uebertragungen. 1983

Jerôme Bucher. Identität von Herzvernunft und ontologischem Prinzip in Lu Xiangshans Philosophie. 1985

Lorenz Bichler. Zhengqi ge von Wu Zuguang. Ein Stück des modernen chinesischen Sprechtheaters und sein geschichtlicher Hintergrund. 1986

Ching-Wen Lin-Huber. Ch'ü-p'ai, ein kompositorisches Element im chinesischen Musiktheater des 17. Jahrhunderts. 1986

Matthias Zippel. Han und Nicht-Han in Südost-Guizhou (Ein Beitrag zur Kolonisierungsgeschichte Südwest-Chinas: 1368–1750). 1986

Elisabeth Balzer, Martin Hitz. Entwicklungen in der chinesischen Landwirtschaftspolitik seit dem 3. Plenum des XI. ZK – mit besonderer Berücksichtigung des «Verantwortlichkeitssystems». 1987

Fritz Traugott Beck. Fünf Paragraphen aus den «Zehn Paragraphen über die Bedeutung der Buddhanatur», aus: Chi-tsang, Ta-ch'eng hsüan-lun. 1987

Claudia Fritz. Chan-buddhistische Klosterämter am Ende der Yuan-Zeit in China. 1988

Hanspeter Willimann. Chen Jiageng (Tan Kah-kee) Unternehmer, Patriot, Politiker und Erzieher. 1988

Bruno Hautle. Staatliche Administration und Hungersnot im Alten China. 1988

- Catherine Hohl. Die chinesische Tibet-Politik unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1976–1988. 1988
- Regula Trauffer. Übersetzung und Untersuchung der Rahmenhandlung von Rouputuan. 1988
- Eva Scheucher. Vom Gleichen der Dinge. Zhuang Zi, Buch II von Guo Xiang Zi Xuan kommentiert – eine Übersetzung aus der altchinesischen Sprache. 1989
- Lorenz Helbling. «Ein Marktflöckchen namens Hibiskus». Der Film als historisches Dokument. Die Darstellung der Zeit zwischen 1963 und 1979 in einem chinesischen Film von 1986. 1989
- Carlo Born. Tradurre poesia cinese classica. Alcuni aspetti ed esempi. 1989
- Beatrice Breitenmoser. Übersetzung des Romans «Lühua shu» von Zhang Xianliang. 1989
- Christine Kühne Abdelgadir. Ruan Ji (210–263). Ein Künstler- und Beamtenleben im Staate Wei. 1990
- Erich Karl Göldi. Die Determinanten des Bedrohungsbildes der Volksrepublik China 1963–1982. 1990
- Sarah Peng. Riten und Musik in China. Ihre Bedeutung für die Ordnung der Gesellschaft bis zur Han-Zeit am Beispiel des Quellentextes «yue ji». 1990
- Dieter Tschanz. Ein illegitimes Genre: Zu den Auseinandersetzungen um die fiktionale Literatur in niederer Literatursprache im vormodernen China, 1550–1750. Eine Dokumentation. 1990
- Georg Tarnutzer. Das Rulin Waishi – Übersetzung der Kapitel 1 bis 5 mit einer Einleitung zum Thema «Kleidersprache». 1991
- Marie-Louise Haller-Fries. Rulin Waishi. Wu Jingzi. Übersetzung der Kapitel 24 B–28 A mit einer Einleitung zur Rolle des Theaters im Rulin Waishi. 1991
- Roland Altenburger. Der Inselgarten: Eremitische Konzepte im Roman Rulin Waishi. Mit einer annotierten Übersetzung der Kapitel 33 bis 37. 1991
- Claudia Barbara Brüllmann. Rulin Waishi. Übersetzung der Kapitel 44 bis 48 (Anfang). Mit einer Einleitung zum Thema fengshui (chinesische Geomantie). 1991
- Ursina F.G. de Vries. Zhang Wenhuan (1909–1978): Autor der frühen taiwanesischen xiangtu-Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung seines Hauptwerkes «Von den Leuten, die auf der Erde kriechen». 1991
- Myriam Adabra-Girgis. Übersetzung und Vergleich der Kurzgeschichten Nrn. 17 & 18 des Jingshi Tongyan der Sanyan-Anthologien von Feng Menglong: Dun xiucai yizhao jiaotai & Lao mensheng sanshi bao'en. 1992
- Claudia Wirz. Das Buch vom Tee. Übersetzung und Annotation. 1992
- Manuela Kessler. Übersetzung: Wu Jingzi – Rulin waishi Kapitel 20–24. 1993
- Rudolf Pfister. Tian xia zhi dao tan: meinungen wie unter dem himmel das dao optimal zu erreichen sei. 1993
- Maya Hitz. Die chinesische Tibet-Politik im ersten Jahr der Republik. 1993
- Brigitte Koller. Hinter den Kulissen der 4. Mai-Bewegung: Liu Bannong, ein Pragmatiker literarischer Erneuerung. 1993
- Krystyna Marty. Umerziehung und Reform durch Arbeit in China. Betrachtungen über ein gesellschaftliches und rechtliches Phänomen. 1993
- Marc Winter. Sunzi Bingfa – Ein Regelwerk für militärische Unternehmungen von Meister Sun. 1993
- Erika Langhans. Die «Krise der Geschichtswissenschaft». Wandel und Kontinuität in der Geschichtswissenschaft der Volksrepublik China (1986–1989). 1993
- René Tschannen. Übersetzung und Annotation der Kapitel 10–15 A mit einem Essay über soziokulturelle und literarische Aspekte des Qing-zeitlichen Romans Rulin Waishi (Die inoffizielle Geschichte der Gelehrten). 1993
- Rita Baldegger. Das Bad. Das Phänomen der ideologischen Umerziehung. Übersetzung des dritten Teils von Yang Jiangs Roman Xizao (Das Bad). 1994
- Lin Yi-Jin. Wang Shifus Xixiang ji. 1994
- Thomas Fröhlich. Expertokratie und Menschenrechte: Politische Schriften Luo Longjis aus der Nanjing-Dezade (1927–37). 1994
- Wojciech Simson. Hui Shi. Ein Philosoph aus der Zeit der Streitenden Reiche. 1995
- Andreas Balemi. Der Neue Taiwanische Film der 80er Jahre. 1995
- Andy Gruenberg. Liu Xiaobo – ein chinesischer «Querdenker»? 1996
- Manuela Beyeler. Die Volksrepublik China und die Republik China in einem wirtschaftlichen und politischen Vergleich: Fakten und Szenarien einer vieldiskutierten Wiedervereinigung. 1996
- Monika Landolt. Traumreise in der klassischen chinesischen Literatur. Traumreise-Berichte im Taiping guangji und deren Umdeutung im Liaozhai zhiyi. 1996
- Barbara Nafzger. Wu Jingzi – Rulin Waishi, Kapitel 28 B–32. Eine annotierte Übersetzung mit einem Essay über die Heiratsriten im Roman Rulin waishi. 1996
- Boris Morosoli. Die Initiation des Kulturhelden und sein Wille zur Macht: Guo Moruos Übersetzung von Johann Wolfgang Goethes *Die Leiden des jungen Werther*. 1922. 1996
- Matthias Reetz. «Mädchen – Frau – Ehefrau – Witwe – Konkubine – Freudenmädchen». Frauenrollen in der chinesischen Gesellschaft und im Qing-zeitlichen Roman Rulin Waishi. Mit einer annotierten Übersetzung der Kapitel 38 bis 43. 1996
- Ursula Grütter. Zwischen Traumland und Stadtwüste: Zwei Erzählungen der taiwanischen Autorin Zhu Tianwen. Übersetzung und Interpretation von «Sommerferien bei Grossmutter» (Waipo jia de shujia) und «Stadt des heissen Sommers» (Yanxia zhi du). 1996
- Brigit Knüsel. Lao Siguang: Chinas Weg in die Zukunft. Ein Beitrag zur Modernisierungsdiskussion der frühen 80er Jahre. 1996
- R. Daniel Schneider. Funktionale Kategorien und das Kasussystem des modernen Chinesischen: Eine Analyse der BA-Konstruktion im Rahmen der Inkorporationstheorie. 1996

Roland Weber. Die «Gattenmord-Rezeption. Zur Praxis der literarischen Kritik in Taiwan». 1997.

Martina Wernsdörfer. 1904–1914: Zehn Jahre sino-tibetische Beziehungen im Spiegel der ideologischen Auseinandersetzung zwischen einem säkularen und einem religiösen Staat vor der Kulisse der internationalen Asienpolitik. 1998

Helena Datsomor-Akeret. Xun Zi: Xing E. Das Natürliche ist schlecht. Übersetzung und Kommentar. 1999

Ursula Stadler-Gamsa. Zwischen Streitenden Reichen und Drittem Reich. Schriften des Germanisten Chen Quan (1905–1969). 2000

2. Dissertationen

Franz Geisser. Das Prinzip der allgemeinen Menschenliebe im Reformprogramm Mo Ti's und dessen Schule und seine Aufnahme in China und Europa. 1947

Eduard Kroker. Der Gedanke der Macht im Shang-künshu. 1950

Ambros Rust. Meng Hao-Jan (sein Leben und religiöses Denken nach seinen Gedichten). 1959

Ariane Rump. Die Verwundung des Hellen als Aspekt des Bösen im I-ching. 1965

Urs von Tobel. China im Spiegel der britischen Presse 1896–1900. 1974

Gabriele Bruckmann-Eichmann. Über phonetische hervortretende Wörter im Chinesischen. 1979

Robert H. Gassmann. Das grammatische Morphem ye. Eine Untersuchung seiner syntaktischen Funktion im Menzius. 1979

Pierre V. Brun. Shengyuan: Die Unterschicht des chinesischen Mandarinats Ende der Ming-Zeit. 1982

Rolf Lenz. Aspekte der Kritik an Konfuzius in der Volksrepublik China 1974–1981. 1982

Hans Ulrich Vogel. Chinese Central Monetary Policy and Yunnan Copper Mining during the Early Qing (1644–1800). 1983

Georg Zimmermann. Die Lehren des taoistischen Meisters Wu Ch'ung-hsü und Liu Hua-yang. 1984

Ida Bucher. Das China von heute im Spiegel seiner Literatur. 1985

Michael Egloff. Rollenspiele und Beziehungsprobleme: Methodologische Überlegungen zum Lexikoneintrag im Antikchinesischen. 1990

Claudia Fritz. Die Verwaltungsstruktur der Chan-Klöster in der späten Yuan-Zeit. Das 4. Buch der Chixiu Baizhang qinggui. Übersetzt, annotiert und mit einer Einleitung versehen. 1991

Brigitte Kölla. Der Traum von Hua in der Östlichen Hauptstadt. Meng Yuanlaos Erinnerungen an die Hauptstadt der Song. Einleitung und Übersetzung Buch 1–3. 1992

Jörg Schumacher. Über den Begriff des Nützlichen bei Mengzi. 1990

Miriam Schütt Mao. Chaos – Krieg – Kommunismus. China in den Berichten des amerikanischen Nachrichtenmagazins Time (1923–1949). 1994

Marc Winter. «... und Cang Jie erfand die Schrift». Ein Handbuch für den Gebrauch des Shuo Wen Jie Zi. 1996

Roland Altenburger. Anredeverhalten im China um 1750. Soziolinguistische Untersuchungen am Roman Rulin waishi. 1996

3. Habilitationen

Norbert Meienberger. The Emergence of Constitutional Government in China (1905–1908): The Concept sanctioned by the Empress Dowager Tz'u Hsi. 1975

Harro von Senger. Partei, Ideologie und Gesetz in der Volksrepublik China. 1982

Robert. H. Gassmann. Cheng ming: Richtigstellung der Bezeichnungen. Zu den Quellen eines Philosophems im antiken China. Ein Beitrag zur Konfuzius-Forschung. 1984

B.

Arbeiten mit Bezug zu China von Studierenden der Sinologie in anderen Haupt- oder Nebenfächern

Die Auflistung der Arbeiten in den folgenden Rubriken ist wegen mangelhafter Dokumentation leider unvollständig. Wir möchten uns bei all jenen entschuldigen, die deswegen nicht aufgeführt sind. Kunstgeschichtliche Arbeiten sind in Rubrik C erfasst.

1. Lizentiatsarbeiten

Jörg Schumacher. Chinesische Musiktheorie: Einführende Bemerkungen zum Verständnis der westlichen musikwissenschaftlichen Literatur. 1975

Markus Stieger. Maos Philosophie des Wandels und zweckrationales Handeln. 1984

Margaret B. Denning. Sino-American Military Cooperation in World War II. 1984

T. Emmenegger. Die Chinapolitik der Komintern. 1984

Walter Bisang. Die Sprache der Hmong (Nomen und Verb mit ihren syntaktischen Umfeld im Rahmen der Grammatikalisierung). 1986

Hsiao-Lan Lenz-Shang. Das Bild Schwarzafrikas in der chinesischen Perzeption 1960–1981 – Eine Inhaltsanalyse der Volkszeitung. 1987

Daniel Zehnder. «Die wahre Geschichte des Ah Q»: Christoph Heins Stück und sein chinesisches Vorbild. 1988

Stephan Steinmann. Die Schweizer Gemeinde in Shanghai 1843–1949. 1992

Tina Wodiunig. Von «Rohen» und «Gekochtem» zu «nationalen Minderheiten»: Ethnische Identität in der chinesischen Provinz Yunan. 1992

Rossella Zürcher. China in Contact with Foreign Ideas: Lexical Borrowing and the Role of Translation. 1992

Philipp Haas. Intellektuelle, Verwestlichung und Demokratie in der VR China am Beispiel des Astrophysikers Fang Lizhi. 1992

Daniela Constan. Privatunternehmen in der Volksrepublik China: Geschichtliche Entwicklung und heutige Lage, aufgezeigt anhand von zehn Unternehmen in Wuhan. 1994

Norman Sieger. Urbanisierung und Soziologie. Eine wissenssoziologische Lokalisierung der chinesischen Kleinstadtsoziologie. 1995

Gabriele Stefani-Ruckstuhl. Byronism in Europe and China: translating «The Isles of Greece». 1997

René Bertschinger. Chinesisch-schweizerische Joint Ventures in der Volksrepublik China: Zwischen Harmonie und Disharmonie – eine unternehmenskulturelle Analyse anhand zweier Fallstudien. 1998

Roland Naef. Das Haus bei den Lianmu-Menggu (Südwest-China). 1999

Jiayao Pang. Erwerb und Vermittlung der chinesischen Sprache aus Sicht der erwachsenen Fremdsprachigen ausserhalb des chinesischen Sprachraumes. 1999

Mei Yin. Rahmenbedingungen für ausländische Unternehmen beim Markteintritt in China (Markterschlussungskonzepte für ein mittelständiges Unternehmen aus der Maschinenbauindustrie). 2000

Stephanie Zoller. Wissensübertragung in multikulturellen Dienstleistungsunternehmen am Beispiel von schweizerisch-chinesischen TCM-Zentren in der Schweiz. 2000

Mathias Bloesser. Der chinesische Germanist Feng Zhi (1905–1993) am Beispiel seines Textes: ««Wilhelm Meisters Lehrjahre» – Einleitung zur chinesischen Übersetzung». 2000

2. Dissertationen

Norbert Meienberger. Entwicklungshilfe unter dem Völkerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der internationalen Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit, unter besonderer Berücksichtigung der technischen Hilfe an China. 1965

Harro von Senger. Kaufverträge im traditionellen China. 1970

Howard Dubois. Britische China-Politik während der chinesisch-nationalistischen Revolution 1925–1927. 1975

Lily Shang. The four dreams of T'ang Hsien-tsu. 1975

Margaret B. Denning. The Sino-American Alliance in World War II: Cooperation and Dispute Among Nationalists, Communists and Americans. 1986

Willy Rüegg. Die chinesische Revolution in der Berichterstattung der Basler Mission. 1988.

Walter Bisang. Das Verb im Chinesischen, Hmong, Vietnamesischen, Thai und Khmer (Vergleichende Grammatik der Verbserialisierung, der Grammatikalisierung und der Attraktorpositionen). 1990

Stephan Steinmann. Die Schweizer in Shanghai 1842–1941. 1996

C.

Arbeiten im Fachbereich Kunstgeschichte Ostasiens

1. Lizentiatsarbeiten

Marie-Fleur Burkart. Technologie und Stilentwicklung in der Jadekunst Chinas von den Anfängen bis zur Han-Dynastie. 1983 *

Ildegarda Knecht. Hayagrīva – Batō-Kannon: Die Entwicklung seiner Ikonographie von Indien bis Japan. 1984

Katharina Epprecht. Baumdarstellungen in der chinesischen Malerei, unter besonderer Berücksichtigung monumentaler Baumbilder der Yuan-Zeit. 1989

Kim Karlsson. Ma Fan: Ein zeitgenössischer chinesischer Schriftkünstler zwischen Tradition und Neuerung. 1991

Machiko Hafner-Nakai. Die erste Epoche der japanischen Malerei im westlichen Stil während des 16. und 17. Jahrhunderts. 1993

Khanh Trinh. Das Schaffen von Nagasawa Rosetsu (1754–1799) im Spiegel seiner Werke in den Zen-Tempeln der Nanki-Region. 1995

Huang Qi. Daibi, der «täuschende Pinsel»: Annäherung an ein wenig beachtetes Phänomen der chinesischen Malerei und Schriftkunst. 1996

Maria Angela Algar. Gräber und Grabreliefs im Nordwesten Chinas während der Östlichen Han-Dynastie. 1999

2. Dissertationen

Albert Lutz. Der Tempel der drei Pagoden von Dali: Zur buddhistischen Kunst des Nanzhao- und Dali-Königreichs in Yunnan, China. 1990*

François Louis. Die Goldschmiede der Tang- und Song-Zeit: Archäologische, sozial- und wirtschaftsgeschicht-

liche Materialien zur Goldschmiedekunst Chinas vor 1279. 1997*

Katharina Epprecht. Hasegawa Tōhaku (1539–1610). Untersuchungen zu Biografie, Frühwerk und Tuschemalerei der Reifezeit. 2000 *

Khanh Trinh. «Darstellung realer Orte»: Die «Wahren Landschaften» des Tani Bunchō (1763–1840). 2000

* Aus diesen Arbeiten sind auch Ausstellungsprojekte am Museum Rietberg Zürich hervorgegangen.

D.

Betreute Arbeiten in anderen Fächern mit Bezug zur Kunstgeschichte

Ostasiens

1. Lizentiatsarbeiten

Jeaninne Bromundt. Kunst und Kultur Hollands als Inspirationsquelle für die Meister des japanischen Farbholzschnittes vor 1800. 1997

2. Dissertationen

Toshio Watanabe. High Victorian Japonism. 1984

Zhao Chen. Design of a Temple: Reinterpretation of Classical Chinese Wooden Architecture. 1998